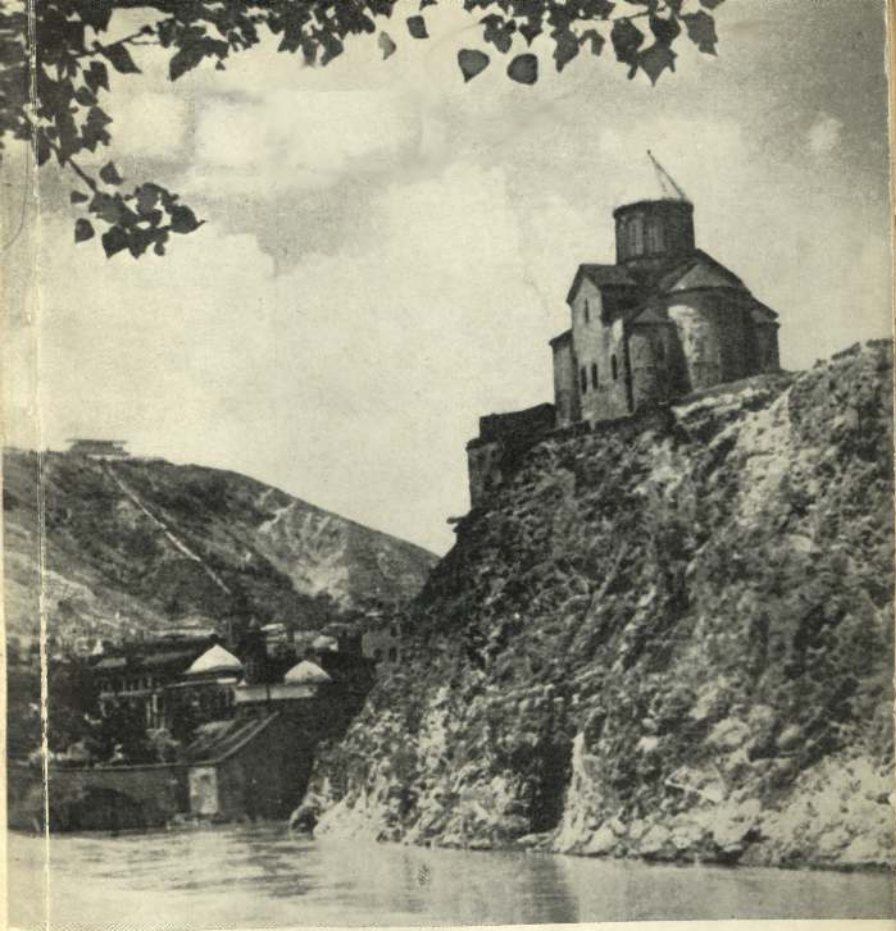




ROBERT BLEICHSTEINER
Professor an der Universität Wien

Georgien gestern und heute

Eine Fahrt hinter den Kaukasus

TAGBLATT-BIBLIOTHEK

ROBERT BLEICHSTEINER
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT WIEN

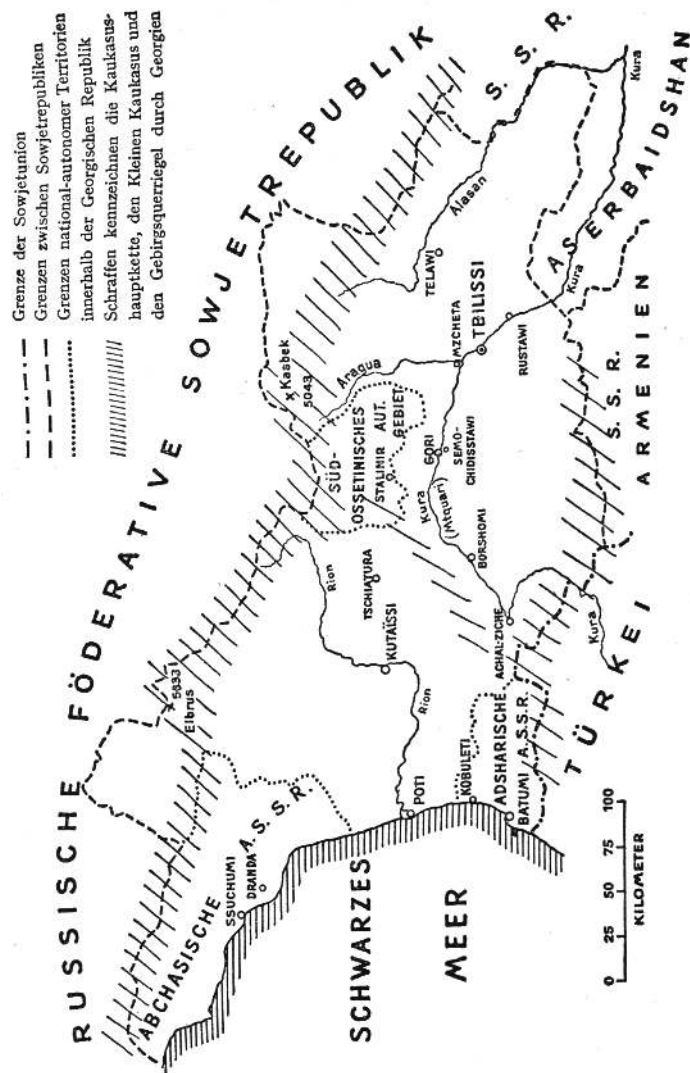
GEORGIEN GESTERN UND HEUTE

EINE FAHRT HINTER DEN KAVKASUS



1950
TAGBLATT-BIBLIOTHEK
IM GLOBUS VERLAG
WIEN

Alle Rechte vorbehalten
 Copyright 1950 by Globus, Zeitungs-, Druck- und Verlagsanstalt
 Gesellschaft m. b. H., Wien
 Gesamtausführung: Globus II, Wien VI



1. NACH GEORGIEN!

Als ich Ende April dieses Jahres von der „Sowjetischen Gesellschaft für kulturelle Verbindung mit dem Ausland“ (WOKS) zu den Maifeierlichkeiten nach Moskau eingeladen wurde, ahnte ich nicht, daß mir außer den tiefen Eindrücken und den reichen Erfahrungen, die ich während meines Aufenthaltes in der Hauptstadt der Sowjetunion gewann, auch noch das Erlebnis eines Besuches der Sowjetrepublik Georgien zuteil werden würde. So manches Jahr hatte ich mich mit Sprache, Literatur und Kultur des georgischen Volkes beschäftigt, aber noch nie die Möglichkeit gehabt, das Land selbst kennenzulernen. Nun wurde mir durch das große Entgegenkommen der WOKS ein durch viele Jahre gehegter Wunsch erfüllt.

Am 29. April, am Tage nach unserer Ankunft in Moskau, war ein Empfang im Gebäude der WOKS festgesetzt, nachdem wir — meine neun österreichischen Reisegefährten und ich — eine Spazierfahrt durch Moskau gemacht hatten. Sie hatte uns u. a. über die breite, von großen Linden gesäumte Gorki-Straße ins Freie und weiter über die Leningrader Chaussee zum Flußbahnhof geführt, wo der Wolga-Moskwa-Kanal in die Moskwa mündet, eine Örtlichkeit, deren Reize mir schon aus Filmen bekannt waren. In der WOKS begrüßte uns die Vizepräsidentin, Frau Kislowa, auf das herzlichste und ersuchte uns, ihr unsere besonderen Wünsche bekanntzugeben. Natürlich war ich nicht so unbescheiden, meinen Hauptwunsch zu äußern, aber irgendwie brachte der Leiter der österreichischen Delegation, unser lieber Dr. Langbein, doch das Gespräch darauf, und schon am folgenden Tag

erfahren wir, daß die Fahrt nach Georgien bewilligt und für den 6. Mai zeitig früh der Flug nach Tbilissi, der Hauptstadt der Georgischen Sowjetrepublik, geplant sei. Dieser Bescheid erweckte nicht nur bei mir große Freude, auch meine Reisekameraden empfanden Genugtuung darüber, daß sie durch die Freundlichkeit der WOKS mir gegenüber ein Stück Sowjet-Asien kennenlernen durften.

Wegen der geringeren Zeit, die uns nun für Moskau zur Verfügung stand, gestaltete sich der Besuch alles Sehenswerten etwas intensiver, und wir waren wohl alle von dem Erlebnis der Maitage, von den Theater- und Museumsbesuchen, von dem Kennenlernen der verschiedensten Institutionen, Geschäfte und des ganzen reichpulsierenden Lebens der großen Sowjetmetropole einigermaßen abgespannt, als wir noch im nächtlichen Dunkel der frühen Morgenstunden des 6. Mai die lange Autofahrt nach dem ziemlich weit außerhalb der Stadt gelegenen Aeroport (= Flughafen) antraten. Noch erfüllt von den empfungenen tiefen Eindrücken, wovon mir besonders jene eines Besuches im Moskauer Historischen Museum und eines Nachmittags bei meinen engeren Fachkollegen von der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften im „Marr-Institut für Sprache und Denken“*) unvergeßlich bleiben werden, bestiegen wir das bequeme Flugzeug, das uns an unseren Bestimmungsort im Süden des kaukasischen Hochgebirges bringen sollte.

2. SOWJETREPUBLIK GEORGIEN

Georgien, von den Russen Grusija, von den Georgiern selbst Ssacharthwelo genannt, erstreckt sich über ein Territorium von 76.200 qkm. Es wird im Norden vom Hauptkamm des Kaukasus, im Westen vom Schwarzen

*) Benannt nach dem bedeutenden russischen Sprachforscher Nikolai Jakowlewitsch Marr (1864—1934).

Meer begrenzt, im Süden bilden die Türkei und Sowjet-Armenien, im Osten die Sowjetrepublik Aserbajdschan die Grenze. Georgien umfaßt die westliche Hälfte Transkaukasiens und ist wegen seines Klimas und seiner Naturschätze eines der wichtigsten Gebiete der Sowjetunion. Überaus mannigfaltig sind die natürlichen Bedingungen dieses reichbegabten Landes. Im Norden ragt das gletscherstarrnde Hochgebirge des Kaukasus empor, im Süden der Antikaukasus, die Moskhischen Berge der antiken Schriftsteller, und dazwischen breiten sich die uralten Kulturländer: im Westen die fruchtbare, reichbewässerte Ebene des Rionflusses, die alte Provinz Imerien, und anschließend die feuchtwarmen Urwald- und Sumpfigenden im Mündungsgebiet des Rion und seiner Nachbarflüsse, Brutstätten der Malaria; in jüngster Zeit werden diese Gebiete durch Kanalisierung entwässert und mit subtropischen Kulturen bepflanzt; im Osten, durch den Querriegel der Surami-Kette von Imerien getrennt, liegt die georgische Kernprovinz Kharthlien, fruchtbar, aber trockener als der Westen und wenig bewaldet. Noch weiter östlich liegt Kachetien, besonders berühmt durch die Güte seines Weines; aber da der steppenartige Charakter des Landes von Westen nach Osten immer mehr zunimmt, ist hier, wie auch in manchen Gebieten von Kharthlien, künstliche Bewässerung notwendig.

Die Sozialistische Sowjetrepublik Georgien wurde am 25. Februar 1921 nach Vertreibung der unpopulären Regierung Shordania gegründet. Etwas über ein Jahr später, am 12. März 1922, trat Georgien dem aus den drei Republiken Georgien, Armenien und Aserbajdschan bestehenden Transkaukasischen Verband bei. Seit dem 5. Dezember 1936 sind Georgien und die anderen Mitgliedstaaten des früheren Transkaukasischen Verbandes Bundesrepubliken der Sowjetunion. Zur Georgischen Sowjetrepublik gehören die zwei Autonomen Sowjetrepubliken Adsharien und Abchasien, erstere grenzt an die Türkei, letztere nimmt den äußersten Nordwesten

Georgiens ein. Zur Georgischen Sowjetrepublik gehört ferner das Autonome Gebiet Süd-Ossetien im gebirgigen Norden von Kharthlien.

Nach der Volkszählung von 1939 umfaßt die Bevölkerung Georgiens 3.542.300 Menschen, von denen 1.066.600 in Städten leben. Von diesen sind die bedeutendsten: die Hauptstadt Tbilissi (früher Tiflis) mit 519.200 Einwohnern, Kutaissi am Rion, das alte Kytaiia oder Kotatision, mit 77.500; Batumi (Batum), die Hauptstadt von Adsharien, mit 70.000; Suchumi (Suchum), die Hauptstadt von Abchasien, mit 44.000 Einwohnern. Das georgische Volk umfaßt 61,4 % der Gesamtbevölkerung von Georgien, d. s. 2.249.000 Menschen. In dieser Zahl sind allerdings gegen 300.000 Angehörige anderer, den Georgiern nächstverwandter südkaukasischer Völkerschaften mit inbegriffen. Außer den Georgiern wohnen in der Republik in größerer Menge Armenier (11,7 %), Russen (8,7 %), Aserbajdschaner (5,3 %), Ossen (4,2 %) u. a.

Trotz der stürmisch fortschreitenden Industrialisierung trägt Georgien auch heute noch das Gepräge eines Agrarlandes. Anbaufähig sind bisher 3,8 Millionen ha, wovon 1,1 Millionen ha Ackerland sind, weitere 245.000 ha dienen der Heugewinnung. Etwa 2 Millionen ha Bodenfläche sind Weideland. Die Wälder nehmen eine Fläche von 2,4 Millionen ha ein. Mit Ausnahme der Gebirgszone ist der Osten des Landes ärmer an Wald als der feuchte Westen, der die erwähnte subtropische Zone am Schwarzen Meer und die prächtigen Wälder Abchasiens enthält. Buche, Weißbuche, Eiche, Kastanie, Nußbaum, Buchsbaum, Tanne, Fichte und Pinie sind die wichtigsten Baumarten. Im Gebiet von Suchumi gedeihen sogar Palmen. In der westgeorgischen Provinz Gurien nehmen die Teepflanzungen immer mehr Boden ein; im Jahre 1946 bedeckten sie eine Fläche von 51.800 ha. Von Getreidearten sind besonders Mais, Weizen und Gerste zu nennen. Die in früheren Jahrhunderten in Mingrelien als wichtigste Getreidepflanze kultivierte Hirseart (*Sorghum* oder Mohrenhirse, georg. *ghomi*) hat heute ihre Bedeutung

eingebüßt. Von besonderer Wichtigkeit ist in Georgien seit unvordenklichen Zeiten der Weinbau, die besten Sorten bringt Kachetien hervor. Der Kachetiner Wein ist wegen seines Gehaltes und seines vorzüglichen Buketts in der ganzen Sowjetunion beliebt. Der Weinbau nimmt eine Fläche von über 60.000 ha ein. In Abchasien tritt der Tabakbau in den Vordergrund, er liefert die besten Sorten der Sowjetunion und umfaßt ungefähr 16.000 ha. Auch an Obst ist Georgien reich; außer Äpfeln, Birnen, Kirschen, Pfirsichen und Pflaumen werden in neuester Zeit die Früchte der subtropischen Zone, Orangen, Mandarinen, Zitronen, Grapefruits, die japanische Dattelpflaume, die Mispel und die gesunde, schmackhafte Feijoa kultiviert.

Viehzucht wird in größerem Maßstab besonders im Osten des Landes betrieben. Der Westen betreibt überwiegend Schweine- und Geflügelzucht. Dort ist auch seit alters die Seidenraupenzucht heimisch, deren Ertrag sich auf mehr als 2800 Tonnen Kokons jährlich beläuft. Der Viehbestand betrug im Jahre 1946:

Rinder	1.490.000
Schafe	2.069.000
Schweine	460.000.

Unter den Bodenschätzen Georgiens nehmen die reichen Manganlager von Tschiaturi in Imerien die wichtigste Stelle ein. Mangan wurde schon in der zaristischen Zeit gewonnen. Die Ausfuhr erreichte zu manchen Zeiten die Hälfte des Weltexports. Kohle wird in Tkwardscheli, Tkibuli und Achalziche geschürft. Mirsaani und Patara Schiraki sind Naphthagebiete. Im Gebirge werden Blei, Zink, Kupfer, Molybdän, Antimon und Arsen gewonnen. Daneben sind an nutzbaren Mineralien Andesit, Baryt, Talk, Lithographenstein, Kaolin, Gips, Marmor und mineralische Farben zu erwähnen.

Ein großer Reichtum der Republik besteht in der Hydroenergie der Gebirgsflüsse. Sie wird auf 11 Millionen Kilowatt geschätzt. Die Wasserkraftwerke Georgiens lieferten 1946 220.000 kW gegenüber 26.300 kW im Jahre 1928. Zu nennen sind vor allem Sahessi, das bei Semo-

Awtschala gelegene Kura-Kraftwerk, das die Hauptstadt Tbilissi mit Strom versorgt, und das Rion-Kraftwerk. Weitere sind im Chramital und bei Suchumi im Bau.

Georgien ist reich an Mineralquellen, deren Zahl sich auf 450 beläuft. Von den warmen Schwefelquellen, denen Tbilissi den Namen verdankt (georg. *thbili* = warm), wird noch zu sprechen sein. Berühmt sind die radioaktiven Quellen von Zkaltubo und das kohlen säurehaltige Wasser von Borshomi; letzteres wird neben dem Narsanwasser aus dem nordkaukasischen Bäderbezirk in allen größeren Gastbetrieben Sowjetrußlands serviert. Klimatische Kurorte liegen im Gebirge (Bakuriani, Zagweri, Abastumani) und am Schwarzen Meer (Khobulethi, Gagri, Psyrzcha).

An Bahnlinien besitzt Georgien die alte Transversale, die quer durch den kaukasischen Isthmus von den Schwarzmeerbahnen Batum (Naphthaverschiffung) und Poti an der Rionmündung (Manganhafen) über Kutaissi und Tbilissi nach Baku, der Hauptstadt von Aserbaidshan, führt. 1946 wurde die Schwarzmeerbahn vollendet. Das Straßennetz umfaßt derzeit 13.000 km, wovon 8.000 km gepflastert sind. Über das kaukasische Hochgebirge führt die Straße, die aus dem oberen Kubantal über den Kluchorpaß nach Abchasien führt; die Ossetische oder Mamissonische Heerstraße durch das Land der Nordosseten nach Imerien und die Grusinische Heerstraße, die, dem Tal des Terek und der Aragwa folgend, über den Kreuzpaß Mzchetha und Tbilissi erreicht. Der letztere Übergang war seit den ältesten Zeiten Einfallspforte für die kriegesischen Völker des Nordens. Es ist das berühmte Alanentor (pers. *dar-i-Alan*, Dariel).

3. DIE VÖLKER

Das Stammvolk der Georgischen Sowjetrepublik sind die Georgier, von den Russen Grusin (früher Gursin)

genannt. Die Bezeichnung „Georgier“ wurde im Mittelalter von europäischen Reisenden und Missionären geprägt. Da diese zumeist Italiener waren, muß das *g* in Giorgia, Giorgiani nach italienischer Lautgebung wie *dsh* ausgesprochen werden. In dieser Aussprache gibt das italienische Wort einwandfrei die arabische Benennung der Georgier (*dshurdsh*) wieder, während die Russen die persisch-türkische Variante des Namens (*gurdsh*) übernommen haben. Später wurde im westlichen Europa der Name Georgier volksetymologisch mit griech. *georgoi* = Ackerbauer, oder mit dem hl. Georg, dem im früheren Georgien am meisten verehrten Heiligen, in Verbindung gebracht. Die Georgier selbst nennen sich aber „Kharthweli“ und ihr Land „Ssakhartwelo“. Der Stamm des Wortes lautet, da *-eli* Ableitungssilbe für Völkernamen ist, *kharthu*. Seine ursprüngliche Heimat sind wohl das nördliche Mesopotamien und die kurdischen Gebirge, wo schon in den assyrischen Geschichtsquellen und später bei den antiken Geographen ähnliche Bezeichnungen auftreten.

Die Sprache der Georgier ist wegen ihrer schwierigen Lautverhältnisse und des Formenreichtums beim Zeitwort nicht leicht zu erlernen. Sie ist aber keineswegs so rau wie die der anderen Kaukasusvölker und klingt für den Fremden eher wohlklingend. Das Georgische und die drei anderen ihm verwandten südkaukasischen Sprachen bilden eine besondere Sprachengruppe, die mit keiner anderen näher verwandt ist. Nur nähert sich der verbale Komplex mit seinem Präsens-, Aorist- und Perfektstamm dem indogermanischen Verbum; im besonderen zeigt der Bau des Zeitwortes die sonst nur in den slawischen Sprachen auftretenden Verbalaspekte. Die Bildung von Partizipien und gewissen Kategorien von Hauptwörtern mit Hilfe von Präfixen (Vorsilben) erinnert stark an ähnliche Wortbildungen in den semitischen Sprachen. Die mundartlichen Verschiedenheiten sind verhältnismäßig gering, worin sich das hohe Alter des georgischen Staatswesens mit einer eineinhalb Jahrtausende um-

Gurdsh

fassenden Literatur äußert. Nur die Sprache der Gebirgsstämme weicht stärker vom Gemeingeorgischen ab und hat verschiedene Eigenheiten des Altgeorgischen erhalten.

Die georgischen Stämme sind:

1. die Kharthlier, die Bewohner der georgischen Stammprovinz Kharthlien, wohin nach den Geschichtsquellen die Vorfahren der Georgier im 3. Jh. v. Zw. eingewandert sind und wo seit den ältesten Zeiten bis heute die Hauptstädte lagen;

2. die Kachen (oder, weniger gut, Kachetier), die Bewohner der östlich von Kharthlien gelegenen Provinz Kachetien, wo die Georgier sich die dort wohnenden, wohl mit den Daghestanern näher verwandten Volksstämme assimilierten; im Altertum gehörte dieses Gebiet nicht zu Georgien oder, wie es damals hieß, Iberien, sondern zu dem östlich anschließenden kaukasischen Albanien, dem heutigen Sowjet-Aserbajdschan;

3. die Imerier, westlich von Kharthlien und jenseits der Suramikette; im Namen „Imerier“ hat sich vielleicht jener der Iberer erhalten; die Sprache der Imerier zeigt deutlich eine von dem südkaukasischen Volk der Mingrelrier stammende Unterschicht;

4. die Gurier am Schwarzen Meer im Südwesten Georgiens verraten in ihrem Dialekt eine ähnliche Unterschicht, die von dem mit den Mingreliern nächstverwandten, schon im Altertum genannten Volk der Lasen oder Tschanen herrührt; zu den Guriern gehört die Völkerschaft der Atscharen oder Adsharen; diese waren infolge der örtlichen Nähe dem Einfluß der Türken am meisten ausgesetzt und zum Islam übergetreten; wegen ihrer kulturellen Eigenart bilden die Adsharen seit der Sowjetzeit eine besondere Autonome Sowjetrepublik mit der Hauptstadt Batumi (Batum);

5. die Stämme der Gebirgsgeorgier im kaukasischen Hochgebirge östlich der georgischen Heerstraße und im nördlichen Kachetien. Es sind die Mthiuler oder Bergbewohner (georg. *mtha* = Berg), die Mochewer (von

chewi = Schlucht, Gebirgstal, Berggemeinde), die Chewsuren und die Pschawen, die in den ältesten georgischen Geschichtswerken unter dem Namen „Pchow“ zusammengefaßt sind (Auftreten im 4. Jh. n. Zw.), sowie die schon von Plinius und Ptolemäus (1. und 2. Jh.) erwähnten Tuschen. Die georgischen Gebirgsstämme wurden wegen ihrer altertümlichen Sitten und Glaubensvorstellungen und ihrer eigenartigen Kultur in der Sowjetzeit besonders durchforscht. Der georgische Ethnolog und Prähistoriker Professor Makalathia widmete ihnen eine Reihe wissenschaftlicher Publikationen. Die Gemeinden dieser Stämme zeigen demokratische Formen und deutliche Überreste der einstigen Sippenordnung. Von großem Interesse sind die halbheidnischen Kultstätten (*Chati*) mit ihrer theokratischen Organisation. Die Gebirgsgeorgier wehrten sich mit Erfolg gegen die Expansionsbestrebungen der großen georgischen Feudalherren, denen sie, gleich den Schweizern des 14. und des 15. Jahrhunderts, blutige Niederlagen zufügten.

Zu den mit den Georgiern nächstverwandten südkaukasischen Völkern gehören:

1. die Mingrelrier, besser Megrelrier; sie zählten 1926 284.000 Köpfe und bewohnen den westlichen Teil der Georgischen Sowjetrepublik bis ans Schwarze Meer und den Süden der Autonomen Abchasischen Sozialistischen Sowjetrepublik; ihr Name taucht zum ersten Mal im 2. Jh. n. Zw. bei dem griechischen Geographen Ptolemäus auf (*Monraloi*); das Gebiet der Mingrelrier gehörte im Altertum zu der Landschaft Kolchis, die aus den Sagen vom Argonautenzug und durch die griechische Kolonisation bekannt ist;

2. die Lasen oder Tschanen, sprachlich den Mingreliern nächstverwandt und ursprünglich wohl mit ihnen eine Einheit bildend; auf sowjetischem Boden leben nur einige Hundert am Tschorochfluß in der Autonomen Adsharischen Sozialistischen Sowjetrepublik; die Hauptmasse der Lasen, die unter diesem Namen gleichfalls in der

antiken Literatur auftreten, wohnt im türkischen Kleinasien im Küstengebiet des Schwarzen Meeres und seinem Hinterland bis gegen Trapezunt (Türkisch-Georgien);

3. die Swanen, etwa 13.000 (1929), im kaukasischen Hochgebirge nördlich von Mingrelien am Oberlauf der Flüsse Ingur und Zchenis-zkali; sie zeigen in ihrem Leben ähnliche altertümliche Züge wie die georgischen Gebirgsstämme; auch sie werden schon von dem griechischen Geographen Strabo und dem römischen Schriftsteller Plinius genannt; sie waren ein mächtiges kriegerisches Volk, das weit über seine heutigen Grenzen verbreitet war; geschichtliche Nachrichten und das Studium der georgischen Sprache zeigen, daß im altgeorgischen (iberischen) Königreich eine starke swanische Schicht vorhanden gewesen sein muß.

Außer den genannten südkaukasischen Völkern wohnen in der Sowjetrepublik Georgien noch zwei andere seit alters dort ansässige Kaukasusvölker:

1. Die Abchasen, an Zahl rund 58.000, sind das Stammvolk der Autonomen Abchasischen Sozialistischen Sowjetrepublik. Ihrer Sprache nach gehören sie zur nordwestlichen oder tscherkessischen Gruppe der Kaukasusvölker, ein Teil von ihnen — die Abasiner — lebt im Autonomen Tscherkessengebiet am oberen Kubanfluß. Die Abchasen, die sich selbst „Aaphsua“ nennen, waren den byzantinischen Historikern als „Abasgen“ bekannt. Die Sprache der Abchasen gehört zu den in lautlicher Hinsicht schwierigsten der Erde; es ist für einen Fremden fast unmöglich, die vielen Pfeif- und Zischlaute zu unterscheiden oder gar nachzusprechen.

2. Die Ossen im Autonomen Gebiet der Südossen. Vom selben Stamm sind die Nordossen, die das Stammvolk der Autonomen Nordossischen Sozialistischen Sowjetrepublik innerhalb der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik bilden. Die Ossen (weniger gut ist die Bezeichnung „Osseten“, da *-eth-* das georgische Formativ für Ländernamen und daher für den





Volksnamen überflüssig ist) erreichten bei der letzten Volkszählung 1939 die Zahl von 354.000. Sie sind Iranier, wenn auch stark kaukasisch beeinflusst, und gehören dem nordiranischen Zweig an. Ihre Vorfahren, die Alanen — der Name ist im Kaukasus noch heute nicht ausgestorben —, waren die bedeutendste Völkerschaft der sarmatischen Steppenvölker und bewohnten als kriegerische Viehzüchternomaden die Steppen nördlich des Kaukasus. Nach dem Einbruch der Hunnen geriet ein großer Teil der Alanen in Bewegung, und wir können ihre Anwesenheit im 5. Jh. in Mitteleuropa, Frankreich, Spanien und Nordafrika verfolgen. Der im Kaukasusgebiet verbliebene Teil des Volkes mußte mit der Zeit vor dem Andrängen türkischer Stämme Zuflucht in den Hochgebirgstälern suchen, wo er sich mit den dortigen Bewohnern vermischte und zur Almwirtschaft überging. Ihre Nachkommen sind die Ossenen. Wie archäologische Funde und historische Daten bezeugen, haben die sarmatischen Stämme der nordkaukasischen Steppen bei der Ethnogenese*) des georgischen Volkes eine nicht unerhebliche Rolle gespielt. Sie waren ein wichtiger politischer Faktor zur Zeit des alten georgischen (iberischen) Königreichs.

4. TBILISSI

Der Flug ging glatt und ohne Zwischenfall vonstatten. Das Flugzeug flog erstaunlich gleichmäßig und ohne Schwankungen. Man hat auf den sowjetischen Fluglinien überhaupt das Gefühl, daß als das Wichtigste die absolute Sicherheit und Bequemlichkeit der Reisenden betrachtet

*) Ethnogenese = Völkerentstehung. Die Wissenschaft von der Völkerentstehung ist die Ethnogenetik; sie ist ein neuer, in der Sowjetunion besonders gepflegter Zweig der historischen Wissenschaft und befaßt sich mit der Aufhellung des z. T. noch in Dunkel gehüllten allmählichen Werdens der Völker.

wird. Wir flogen über die fruchtbaren Ebenen Rußlands und der Ukraine. Eine Zwischenlandung erfolgte in Charkow, der früheren ukrainischen Hauptstadt. Weiter ging es über Rostow am Don zum Schwarzen Meer, das trotz der starken Bewölkung in einem wundervollen Blau prangte. Die mit Nadelwäldern bedeckten Hänge des Kaukasus, die hübschen freundlichen Orte an der Küste boten eine Fülle von malerischen Szenerien; sie erinnerten mich an Hugo Hupperts Gedicht „Kap Pizunda“, dessen Schauplatz ja da irgendwo unten liegen mußte:

Zieh nach Pizunda, mein Gevatter:
im Bett aus Bergen liegt die Bucht.
Sieh durch des Mittags Strahlengatter
des Meeres ausgereifte Frucht!

Sei kühl umfungen von den Linien
des Kaukasus im Gipfelschnee,
vom Wald, der wie ein Wall aus Pinien
eindämmt die grenzenlose See.

Im Süden der abchasischen Hauptstadt Suchumi (Suchum) liegt der Lufthafen Dranda, wo wir wieder zwischenlanden. Wir betreten mit einiger Spannung zum ersten Mal asiatischen Boden. Wir befinden uns auf einem weiten Feld, die Luft ist von würzigem Klee-duft erfüllt. Die Wärme ist drückend. Vor uns steht ein nettes helles Gebäude mit einem Türmchen — der Aeroport Dranda. Davor ist ein Park im Werden: verschiedene Sträucher und Blumen, dazu Reihen junger Palmen, die ihre Wipfel aus dem Boden strecken. Zwei magere Hunde beobachten uns, auch eine Katze zeigt sich für einen Augenblick. Endlich steigen wir wieder auf und fliegen quer durch Georgien der Hauptstadt zu. Wir fliegen knapp über der Wolkendecke. Rechts die Berge des Kleinen Kaukasus, dahinter die Türkei, und links erheben sich unübersehbar, auf hunderte Kilometer sich erstreckend, die schneebedeckten Gipfel des kaukasischen Hochgebirges — ein unvergeßlicher Anblick. Da

liegen sie greifbar nahe, die mächtigen Eisriesen Swaniens und Ossiens, und dahinter die Pyramide — ist es wirklich der gewaltige Elbrus, wo nach dem griechischen Mythos der Titan Prometheus angekettet war und von dem auch die kaukasischen Stämme ähnliche Sagen erzählen? Bei den Georgiern ist es der heldenhafte Amiran, der Gott selbst zum Ringkampf herausgefordert hatte und zur Strafe dafür in einer Gebirgshöhle gefesselt wurde, wo er bis zum Ende der Welt verharren soll.

Etwa um 15 Uhr 30 nach Moskauer Zeit — in Tbilissi ist es eine Stunde später — erreichen wir unser Ziel. Die Vertreter der georgischen Zweiggesellschaft der Moskauer WOKS (abgekürzt GOKS) bereiten uns ein herzliches Willkommen und reichen der einzigen Dame in unsrer Gesellschaft, Frau Torsić, Gemeinderätin aus Graz, einen prächtigen Blumenstrauß. Die Begrüßung ist lebhaft und unsere Moskauer Mentoren haben viel zu dolmetschen. Ich begrüße den berühmten Forscher auf dem Gebiete der georgischen Sprache, Professor Schanidse, dann Professor Thopuria, der eine ausführliche Grammatik des Swanischen geschrieben hat; ich begrüße ferner den Dichter und Stalinpreisträger Leonidse, von dessen Gedichten ich mehrere ins Deutsche übertragen habe; er ist in der ganzen Sowjetunion durch sein großes Epos über die Jugend Stalins bekannt. Sie alle kenne ich schon aus ihren Werken und freue mich, nun auch ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.

Wir fahren nach Tbilissi ziemlich lange, denn der Aeroport liegt weit außerhalb der Stadt. Die Landschaft ist etwas eintönig, auffallend aber sind die schwach bewaldeten oder kahlen Höhenzüge mit den scharf eingeschnittenen Schluchten. Endlich sind wir an Ort und Stelle. In der schönsten Straße von Tbilissi, auf dem breiten, von herrlichen hochstämmigen Platanen und einer uns unbekannten exotischen Nadelbaumart gesäumten Rusthaweli-Prospekt, machen wir halt. Die Straße führt ihren Namen nach Schota Rusthaweli, dem größten Dichter des georgischen Mittelalters, der zur Zeit der berühmten Königin Tamara (1184—1213) das

ritterliche Epos „Der Recke im Tigerfell“ schrieb, das jeder Georgier kennt und das zu den bedeutendsten Dichtungen der Weltliteratur gehört. Es ist leider noch nicht in würdiger Form ins Deutsche übersetzt worden.

In der Rusthaweli-Straße liegt das Hotel „Orient“, in dessen gastlichen Räumen wir nun Aufnahme finden. Der Direktor versteht Deutsch, die Directrice sucht sich mit uns englisch zu verständigen. Beide sind erfreut, als ich mein durch jahrelangen Mangel an Übung ein wenig eingerostetes Georgisch versuche. Das Mittagessen im Speisesaal des Hotels bringt nationalgeorgische Kost. Ich halte mich, etwas benommen von der Reise, sehr zurück, da ich fürchte, das rohe Gemüse und das reichlich mit Porree, Zwiebel und Knoblauch durchsetzte Hammelfleisch nicht zu vertragen. Der herbe dunkle Kachetiner Wein mundet mir dagegen sehr; das eiskühlte Borshomer Mineralwasser schmeckt hier besser als im Moskauer „Metropol“. Während der Mahlzeit spielt ein georgisches Orchester einheimische und europäische Stücke. Es sind gute Musiker, ich habe noch von keiner fremden Kapelle den Walzer „An der schönen blauen Donau“ so echt wienerisch spielen hören. Unter den Gästen fällt mir ein hochgewachsener Herr in vorgerücktem Alter durch seine vornehme Haltung auf; es ist, wie ich höre, ein mexikanischer General.

Nach dem Essen fahren wir in Autos auf den Davidsberg (732 m) im Westen der Stadt, in der Vorstadt Mthazminda (=Heiliger Berg). Von der Höhe genießt man den einzigartigen Ausblick über das ganze Tbilissi, das sich deutlich in die Altstadt mit ihren Kuppeln und Türmen und die moderne Anlage scheidet. Mitten durch die Stadt fließt der Strom Kura oder Kur, der Kyros der Antike, von den Georgiern „Mtkwari“ genannt. Ich erinnere mich an Friedrich Bodenstedt's „Lieder des Mirza-Schaffy“:

Gelb rollt mir zu Füßen der brausende Kur
Im tanzenden Wellengetriebe;
Hell lächelt die Sonne, mein Herz und die Flur —
O, wenn es doch immer so bliebe!

Das Wasser der Kura ist in der Tat von gelblich-brauner Farbe. Der Davidsberg war vor kurzem noch so kahl und öde wie die meisten Höhenzüge in der Umgebung von Tbilissi. Heute bedeckt die Hochfläche eine prächtige Parkanlage mit einer lebensgroßen Statue Stalins. Die großen Akazien und der Goldregen stehen in voller Blüte und leuchten silbern und golden in den Strahlen der untergehenden Sonne. Unterhalb des Parkes ist ein Kulturpalast errichtet; er verdankt wie die Anlagen seine Entstehung der Initiative des Innenministers der Sowjetunion, Beria, der, selbst Georgier, sich im ganzen Lande großer Beliebtheit erfreut. Der Halle des Gebäudes ist die Bergstation der Zugseilbahn (Funiculaire) angegliedert, die die Stadt mit dem Berg verbindet. Sie ist nachts mit bunten Glühlampen beleuchtet. Wir fahren mit der Funiculaire zu Tal und sehen links in einiger Entfernung, mitten am Hange der an den Davidsberg sich anschließenden Hügelkette, das Pantheon, wo die berühmten Dichter Akaki Zeretheli, Ilia Tschawtschawadse und Gribojedow bestattet sind. Hier ruht auch die Mutter Stalins, Jekaterina Giorgijewna Adshugaschwili. Auf der Rückfahrt gesellen sich einige georgische Mittelschülerinnen zu uns, die uns georgische Lieder, darunter das bekannte „Ssuliko“ vorsingen. Es fällt mir auf, daß sie nur die erste Strophe singen, die sie immer wiederholen. Meine Reisekameraden beschließen den Abend mit einem Theaterbesuch. Ich aber bleibe im Hotel und suche die mannigfaltigen Eindrücke zu verarbeiten.

5. DIE ANFÄNGE DER STADT

Tbilissi wurde der Volkssage nach im 5. Jahrhundert von König Wachtang Gorgasal, der auf einer Jagd die heißen Schwefelquellen auffand, gegründet. In der Halle des ersten Stockwerks unseres Hotels ist diese Legende

von dem georgischen Maler Gudiaschwili in etwas sezessionistischen Fresken dargestellt. In Wirklichkeit hat König Wachtang nur den Regierungssitz von der früheren Hauptstadt Mzchetha nach Tbilissi verlegt, das unter seinem heutigen Namen schon in viel früherer Zeit von den Geschichtsquellen genannt wird. Ptolemäus kennt ungefähr an der Stelle, wo Tbilissi liegt, den Ort Zalissa; später werden andere Namen genannt, u. a. der einer Festung „Kala“, was aber nicht auf das arabische „*qal'a*“ = „Festung“ zurückgehen kann, da es sich um die Zeit vor der großen arabischen Eroberung handelt; und in einem armenischen Geschichtswerk finden wir, den Namen „Phajtakaran“*). Alle diese Ausdrücke bringt der Historiker S. N. Kakabadse mit Wörtern zusammen, die Holzhaufen oder Holz bedeuten (georg. *dzeli* = trockener Baum, mingrel. *dsha* = Baum, Mehrzahl *dshalephi*; armen. *phajtakar* = Holzhaufen; auch „Kala“ wird auf ähnliche Weise aus den Daghestan-Sprachen, deren Bereich damals bis Ostgeorgien reichte, erklärt).

Dank der günstigen Lage an einer der wichtigsten Handelsstraßen, die die Länder des Orients mit Europa verband, blühte die Stadt bald auf. Zur Zeit der arabischen Eroberung hatte dort ein islamischer Statthalter seinen Sitz. Als mit der zunehmenden Schwächung der Kalifenmacht auch die Georgier ihre Selbständigkeit erkämpften und unter König Dawith IV. (1089—1125) aus dem Geschlecht der Bagratiden Georgien zu einem machtvollen Feudalreich wurde, das seinen Einfluß vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meer und über den Kaukasus nach Norden hin geltend machte, kam für Tbilissi eine Zeit großen Glanzes heran, der in gewaltigen Bauten kirchlicher und weltlicher Art Ausdruck fand.

*) Der hier und im folgenden lautschriftlich mit *ph* bezeichnete Laut wird nicht wie das aus dem Griechischen stammende *ph* (Phi) als *f* gesprochen, sondern scharf aspiriert, also als *p* mit nachfolgendem Hauchlaut. In ähnlicher Weise werden das georgische *kh* und das *th* aspiriert gesprochen.

Tbilissi wurde im Laufe der Jahrhunderte immer wieder von Feinden eingenommen und zerstört. Byzantiner, Perser und Chasaren, Araber, Mongolen und Türken betätigten hier ihre Zerstörungswut. Das letzte Mal wurde Tbilissi im Jahre 1795 von den Persern besetzt, verbrannt und ausgemordet. Bei diesem Gemetzel fand auch der berühmte Volksdichter Sajatnowa den Tod, der ebensogut georgisch wie armenisch zu dichten verstand. Schon unter dem energischen König Erekli II. (1762—1798), dem in Lessings „Minna von Barnhelm“ erwähnten Prinzen Heraklius, suchte Georgien, das sich seiner äußeren Feinde — der Türken im Westen, der Perser im Osten — nicht mehr zu erwehren vermochte, Anschluß an Rußland. In den Jahren 1800—1801 wurde Georgien dem Zarenreich angegliedert und erlitt über 100 Jahre lang nationale Unterdrückung und koloniale Ausbeutung. Die Teilnahme an der ersten russischen Revolution war daher in Georgien (Batumi- und Tbilissi!) besonders groß. Die georgische Gesellschaftsgeschichte zeigt eine, sonst wohl nicht häufig anzutreffende lückenlose Geschlossenheit. Dank den reichen Geschichtsquellen können wir alle historischen Entwicklungsperioden: Sippenordnung, sklavenhaltenden Staat, Feudalismus, Kapitalismus und Sozialismus, genau übersehen.

Die Georgier sind ein schöner Menschenschlag. Am häufigsten ist ein brünetter Typus, mittelgroß und schlank, mit meist braunen Augen und gebogener Nase, mit dichtem, vollem Haar und prachtvollen Zähnen. Rassenmäßig stellt dieser Typus eine verfeinerte Variante der alten subaräischen oder vorderasiatischen Rasse dar, der auch die Armenier und andere Kaukasusvölker angehören. „Subartu“ nannten die Babylonier und die Assyrer das Land im Norden von Ost-Kleinasien bis Westpersien. Auf ihren Reliefs ist der subaräische Rassentypus klar dargestellt. Wieder zeigt sich die ursprüngliche Herkunft der Georgier aus der Welt des alten Orients.

6. MZCHETHA, DIE ÄLTESTE STADT GEORGIENS

Der 7. Mai ist zu einem Ausflug bestimmt. Wir verlassen vormittag die Hauptstadt und fahren auf der Chaussee nach Nord. Über die Wera-Ebene und das Feld von Dighomi gelangen wir in die vom Kurafluß ausgetiefte Schlucht. Am Wasserkraftwerk Sahessi vorbei erreichen wir, nachdem wir den Fluß auf einer steinernen Brücke überquert haben, den 22 km von Tbilissi entfernten Ort Mzchetha, der von den Schauern mehrtausend-jähriger Geschichte umwittert ist. Der Dichter Leonidse ist heute mein liebenswürdiger Begleiter, der mir alles Sehenswerte erklärt und meine Kenntnisse des georgischen Altertums auffrischt. Er zeigt mir auf dem Höhenzug gegenüber Mzchetha den Dom Dshwari (georg. *dshwari* = Kreuz). Hier wurde im 4. Jh. von der hl. Nino, der legendären Bekehrerin Georgiens zum Christentum, ein großes hölzernes Kreuz errichtet. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts erbaute der georgische Fürst Guaram daselbst ein Kirchlein, das sog. „Kleine Kreuz“. Sein Sohn Stephanos I. ist der Erbauer des „Großen Kreuzes“, des Domes mit kreuzförmigem Grundriß, der eines der ältesten kirchlichen Denkmäler Georgiens ist.

falsch Im Norden der Stadt steht das Frauenkloster von Ssamthawro, wo das Grab der hl. Nino gezeigt wird. Die Anlage soll auf den ersten christlichen Herrscher Georgiens, König Mirian, zurückgehen. Der dazugehörige Dom ist im 12. Jahrhundert erbaut und trägt reichen ornamentalen Schmuck. In Ssamthawro wurde schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein reichhaltiges vorgeschichtliches Gräberfeld aufgedeckt.

Wir besuchen sodann den Dom Ssweti Zchoweli (d. i. „die lebende Säule“), ein eindrucksvolles Bauwerk von viereckigem Grundriß, das von einer Festungsmauer umgeben ist. Ssweti Zchoweli war der Sitz der früheren georgischen Patriarchen und ursprünglich ein Holzbau. Im 5. Jh. wurde er durch ein steinernes Gebäude ersetzt. In den Kriegsläufen späterer Zeit wurde der Dom

häufig zerstört, besonders bei dem Einfall Timurs des Lahmen. Dieses Bauwerk, das in den Jahren 1020—1029 von dem bedeutenden georgischen Baumeister Arssukidse errichtet worden war, wurde zu Beginn des 15. Jahrhunderts durch König Alexander I. wiederhergestellt. Der obere Teil der Kuppel verdankt seine Wiederherstellung König Rostom und Königin Maria (17. Jh.). Im 19. Jh. wurden alle noch übrigen alten Teile des Doms entfernt und viele Fresken übertüncht, eine Barbarei, wie sie bekanntlich auch bei uns in Europa an alten Denkmälern verübt wurde. Beim Anblick der noch unversehrten schönen Malereien aus dem 16. und dem 17. Jh. konnte ich die Vernichtung der übrigen nur bedauern. Im Dom befinden sich die Gräber einer Reihe von georgischen Königen und Königinnen. Der Legende nach liegt hier auch König Wachtang Gorgasal bestattet. Ich stand auch am Grabe König Erekli II., des tapferen Beherrschers von Kharthlien und Kachetien, der mit den letzten Kräften seines von Feinden umgebenen Landes erfolgreichen Widerstand leistete. Der große georgische Dichter und Romantiker Barathaschwili (erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts) hat ihm einige seiner schönsten Gedichte gewidmet.

Mzchetha liegt am Zusammenfluß der Kura und der aus dem kaukasischen Hochgebirge herabströmenden Aragwa. Es wird von dem alexandrinischen Geographen Ptolemäus (2. Jh. n. Zw.) zum erstenmal genannt. Hier lag aber nach den georgischen Chroniken schon in viel älterer Zeit die Festung und Residenz der georgischen Könige des Altertums, die Burg des Armasi (Armasis-Ziche), der höchsten Gottheit des heidnischen Georgien. Der Geograph Strabo nennt im Gebiet von Mzchetha die Orte Armozike (Armasi) und Seusamora, dessen Name sich im heutigen Dorf Zizamuri erhalten hat. Unter „Armasi“ ist trotz der Ähnlichkeit des Namens wohl nicht der iranische Gott Ahura Mazda zu verstehen, sondern der hettitische Mondgott Armas, das Urbild des griechischen Hermes. Archäologische Funde,

der Schatz von Kasbek (Grusinische Heerstraße) und die Ausgrabungen Prof. Kuftins in Trialeti, zeigen deutliche Einflüsse der hettitischen Kunst Ost-Kleinasiens. Prof. Abajew konnte die Spuren dieses alten Kulturvolkes des 2. vorchristlichen Jahrtausends sogar bis zu den Ossen verfolgen, in deren Heldensagen Personen auftreten, die hettitisch (ossisch *chetagan*) sprechen können. Auf dem Boden von Armasi wurden bei den Ausgrabungen der Georgischen Sektion der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1937 bis 1940 altgeorgische Fürstengräber mit reichen Gold- und Silberschätzen aufgedeckt, die ich am 8. Mai im Tresorraum des Tbilisser Museums bewundern durfte.

7. GORI, DIE WIEGE STALINS

Während die übrige Reisegesellschaft von Mzchetha direkt nach Gori weiterfuhr, lud mich Herr Leonidse ein, mit ihm einen Abstecher nach Ssaguramo zu machen, dem ehemaligen Landbesitz des bedeutenden georgischen Dichters Ilia Tschawtschawadse (1837—1907). Wir fuhren durch eine öde Landschaft, deren Bergzüge tief eingeschnittene Schluchten zeigten, an Zizamuri vorbei, wo auf der Höhe die Ruinen einer alten Burg liegen. Hier sah ich den Obelisk, der an der Stelle errichtet wurde, wo am 30. August 1907 Ilia Tschawtschawadse, der große Vorkämpfer der nationalen Unabhängigkeit des georgischen Volkes, von Banditen, die wahrscheinlich im Dienst der zaristischen Ochrana standen, ermordet wurde. Bald erreichten wir das Erbgut (*mamuli*) des Dichters, Ssaguramo. Das Landhaus des Dichters wird jetzt in ein Museum umgewandelt. In dem schönen Park, wo Akazien und Goldregen in voller Blüte standen, fielen mir die prächtigen großen Eichen und Platanen besonders auf. Vor dem Hause steht ein aus vier miteinander verwachsenen Stämmen gebildeter riesiger Nußbaum,

davor ein Steintisch, an dem der Dichter gerne gearbeitet hat. Ilia Tschawtschawadse schrieb Gedichte und größere Dichtungen, wie das von Miss Marjory Wardrop ins Englische übersetzte Epos „Der Einsiedler“ (*„gan-degili“*), „Mutter und Sohn“ u. a. Von seinen Prosawerken sind besonders hervorzuheben: „Ist das ein Mensch?“ (*„kazia adamiani?“*), worin der Dichter die herabgekommenen georgischen Adeligen geißelt, dann die „Erzählung eines Bettlers“, „Szenen aus den Zeiten der Bauernbefreiung“ und „Die Witwe Otaraani“ (*„otaraanth khweriwi“*). Es muß erwähnt werden, daß die Tschawtschawadses, aus deren Familie noch andere Dichter hervorgingen, ein altes georgisches Fürstengeschlecht sind. Ilia setzte sich für die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft und für die Interessen des georgischen Volkes nicht nur als Dichter und Schriftsteller, sondern auch als Zeitungsherausgeber und Politiker ein, was in Anbetracht seiner gesellschaftlichen Herkunft aus den Kreisen der Aristokratie um so höher einzuschätzen ist. Übrigens hat Ilia Tschawtschawadse auch Gedichte des 17jährigen Stalin unter dem Pseudonym Sosselo in seiner Zeitschrift veröffentlicht.

Nach dem ziemlich lange dauernden Besuch in Ssaguramo schlagen wir die Straße nach Gori ein, das 74 km nordwestlich von Tbilissi liegt. Wir sind auf der alten Handelsstraße zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer. Auf den Felsen und Berghängen stehen die Ruinen alter Türme und Burgen. Auf den Feldern weiden Rinder von merkwürdig kleinem Körperbau. Wir sichten Khnsis Ziche (die Ruinen der Burg von Khسانی), weiters Muchrani, wo in der Musterwirtschaft der Tbilisser Universität eine besonders berühmte Weinsorte gezogen wird, und dann sehen wir das uralte Kaspi. Auf dem Berg erhebt sich der im 11. Jh. erbaute Dom von Ssamthawissi. Im Norden sind die mächtigen, in Dunst gehüllten Gebirge der Autonomen Sowjetrepublik Südossetien sichtbar. — Leider verbleibt uns keine Zeit, die

berühmten Höhlenanlagen von Uphlis-Ziche am linken Ufer der Kura zu besuchen. Uphlis-Ziche bedeutet „die Burg des Herrn“. Es ist eine ganze Stadt von kunstvoll aus dem Felsen gehauenen Höhlen, die ihrem Ursprung nach in die vorchristliche Zeit der georgischen Besiedlung zurückgeht. An ihrem Bau haben aber verschiedene Epochen mitgewirkt. Uphlis-Ziche erinnert an ähnliche Felsenbauten im alten Kleinasien und im urartäischen Armenien.

Endlich erreichen wir Gori, das am linken Ufer der Kura zwischen den Einmündungen der Nebenflüsse Liachwa und Medshuda malerisch inmitten von Gärten und Wiesen gelegen ist. Über der Stadt erhebt sich ein kegelförmiger Berg mit den Ruinen der alten Festung. Am Fuße des Berges liegt die Bauernhütte, in der Generalissimus Stalin, mit seinem georgischen Namen Josef Dshughaschwili, am 21. Dezember 1879 geboren wurde. Sie ist, gleichsam zur Konservierung, von einem Marmorbau umgeben und überdacht und bildet ein nationales Heiligtum, das von Ankömmlingen aus allen Ländern der Sowjetunion besucht wird. Die Hütte zeigt den gewöhnlichen georgischen Baustil mit dem an der Vorderseite vorspringenden Dach, das, auf Holzsäulen gestützt, eine Art Veranda bildet. Zwei Inschriftentafeln, links georgisch, rechts russisch, sind beiderseits der Eingangstür, die in das größere der beiden Zimmer führt, angebracht. Der georgische Text lautet:

*Didi Stalini
mtheli msophlios
mschromelta beladi
daibada da zchowobda
akh 1879 — 1883 zlebschi.*

Das heißt: „Der große Stalin, der Führer der Arbeiter der ganzen Welt, wurde geboren und lebte hier in den Jahren 1879 bis 1883.“

Links des Eingangs führt eine andere Tür in den Keller (georg. *ssardaphi*). Der schlichte Wohnraum ent-

hält links vorne das Holzbett (*tachta*), an der hinteren Wand einen eingebauten Schrank, rechts ebenfalls einen Schrank, auf dem ein Samowar und ein Spiegel stehen. Auf der linken Seite steht eine Kiste (*sanduki*). In der Mitte befindet sich der Tisch, auf ihm sehen wir eine Lampe, einen Wasserkrug und ein Glas. Vor dem Tisch steht ein Stuhl. Rechts vorn führt eine Tür in den kleineren Nebenraum, der, von einigen Bildern abgesehen, leer ist. Hier hängt das Bild der Mutter Stalins, Jekaterina Giorgijewna Adshugaschwili, und der Geburtschein Stalins.

Als wir durch Gori fuhren, fiel mir besonders ein Brunnen mit einer eindrucksvollen Plastik auf, die einen Bogenschützen darstellt, der einen Pfeil gegen den Himmel schießt.

8. IM KOLCHOS

Da es noch früh am Nachmittag war, wurde beschlossen, den nicht allzuweit gelegenen Kolchos von Semo Chidis-thawi (zu deutsch: „oberer Brückenkopf“) zu besuchen. Der Besuch eines Kolchos stand ja in unserem Reiseprogramm, aber unser Moskauer Aufenthalt hatte uns keine Gelegenheit dazu geboten. Außerdem wäre im Moskauer Gebiet die Jahreszeit für einen einblicksreichen Besuch nicht günstig gewesen. Semo Chidis-thawi ist zwar kein Gigant von einem Kolchos, in mancher Hinsicht wohl auch etwas unmodern, aber gerade deshalb hofften wir, wertvolle Eindrücke vom Leben gewöhnlicher Kolchosbauern zu gewinnen. Wir überraschten den Kolchosleiter, Herrn Utschiaschwili, in seiner Schreibstube vor seinen Buchhaltungsunterlagen mitten in der Arbeit. Er war wohl zuerst nicht gerade erfreut über den Schwarm ungebetener fremder Gäste, der ihm da so plötzlich ins Haus fiel. Aber er faßte sich sogleich, als ihn Herr Leonidse näher über uns und unsere Wünsche

aufklärte, und gab uns an Hand seiner Bücher über alles, was wir wissen wollten, bereitwillig Auskunft.

Der Kolchos von Semo Chidis-thawi, nach dem sowjetrussischen Innenminister „Beria-Kolchos“ benannt, wurde im Jahre 1928 gegründet und besteht aus 228 Höfen mit etwa 800 Einwohnern; er umfaßt eine Fläche von 1000 ha. Es werden hauptsächlich Wein, Obst (besonders Pfirsiche), Mais und Weizen gebaut. Der Kolchos wurde von seinen Gründern freiwillig gebildet und hat als Grundlage seiner Verwaltung ein besonderes Statut. Fünf Arbeitsbrigaden von je 40 bis 50 Arbeitern sind in Tätigkeit. Jedem Hofeigentümer steht, der Anzahl der Familienmitglieder entsprechend, eine Parzelle von 1 bis 1½ ha zur privaten Nutzung zur Verfügung. Ferner besitzt er ein bis zwei Kühe, ein Pferd, bis zu 30 Schafe, zwei Schweine mit Ferkeln, Hühner und Bienen. Ich sah die Bienenstöcke — keine Körbe, sondern kistenförmige Behälter, aber nicht mehr die alten, von früheren Reisenden beschriebenen Klotzbeuten, die aus zwei ausgehöhlten halbierten Baumklötzen mit ausgebohrten Fluglöchern bestanden. Auch die althergebrachten, auf vier Holzbeinen stehenden Maisspeicher aus Flechtwerk, die hier „Dshini“, in Westgeorgien „Nalia“ heißen, fielen mir auf. — Eigentum des Kolchos sind 282 Stück Rinder, 158 Stück Arbeitsvieh, 500 Schafe, 400 Stück Geflügel und 25 Stöcke Bienen.

Die Arbeit wird vom Kolchos nach „Arbeitstagen“ bezahlt, die Zahl der Arbeitstage wird von Fachleuten bestimmt. Ist die Qualität der Arbeit ungenügend, so muß nachgearbeitet werden. Stachanowarbeiter bekommen Prämien. Die benötigten Traktoren liefert die staatliche Traktorenstation; für die Benützung der Zugmaschinen ist eine Taxe in Naturalien zu entrichten. Sie ist, je nach dem Ernteertrag, höher oder niedriger. Von der Ernte erhält der Staat 2 bis 3 kg vom Hektar. Die übrige Ernte kann der Staat zu einem bestimmten Preis kaufen. Von dem eingenommenen Geldbetrag sind

2 % als Steuer zu entrichten. Für die Richtigkeit der Bilanz ist der Buchhalter verantwortlich. Nebenbei bemerkt, sah ich auch hier im Büro des Kolchosleiters die russische Rechenmaschine, mit der ich schon in Kiew Bekanntschaft gemacht hatte; sie heißt auf georgisch *ssaangarischo tschothkhi*. Von dem Ernteerlös bleiben dem Kolchos 15 % für gemeinsame Einrichtungen, 85 % werden an die Mitglieder als Arbeitstaglohn entrichtet, der aber zum größten Teil aus Naturalien besteht. Im vorigen Jahr betrug der Taglohn pro Person:

10 Rubel in bar
6 kg Weizen
200 g Wein
50 g Wodka
400 g Kraut
300 g Käse
100 g Wolle.

Die Arbeiter erzielen im Jahr durchschnittlich 400 Arbeitstage, manche auch 500 und 600. Im vergangenen Jahr wurden z. B. an den Bauer Rashden Giuaschwili 2240 kg Getreide, 8739 Rubel in bar und 200 l Wein als Arbeitslohn ausbezahlt. Handwerker, wie Schneider, Schuster, Friseure, gelten als Kolchosmitglieder und werden nach „Arbeitstagen“ bezahlt, dagegen sind Schule, Ambulanz und Kaufladen (Kooperativ) staatlich und werden vom Staat erhalten. Die einzige Macht im Kolchos besitzt die Vollversammlung der Mitglieder, die jedes Jahr eine Leitung wählt. Sie entscheidet über alle Fragen auf Grund des Statuts.

Alte Leute, Invalide und Arbeitsunfähige bekommen ihren Anteil am Kolchosertrag. Besondere Hilfe wird den Witwen (vor allem der im Krieg Gefallenen) und den Frauen der im Heeresdienst Stehenden gewährt. Der Kolchos hat im ganzen vier Schulen, zwei vier- und zwei achtklassige. Übrigens besucht die Mehrheit der heranwachsenden Jugend das agronomische Technikum in Gori, um höhere Ausbildung in der Bodenkultur zu erhalten. Im Krankheitsfall leistet der „Ärztliche Punkt“

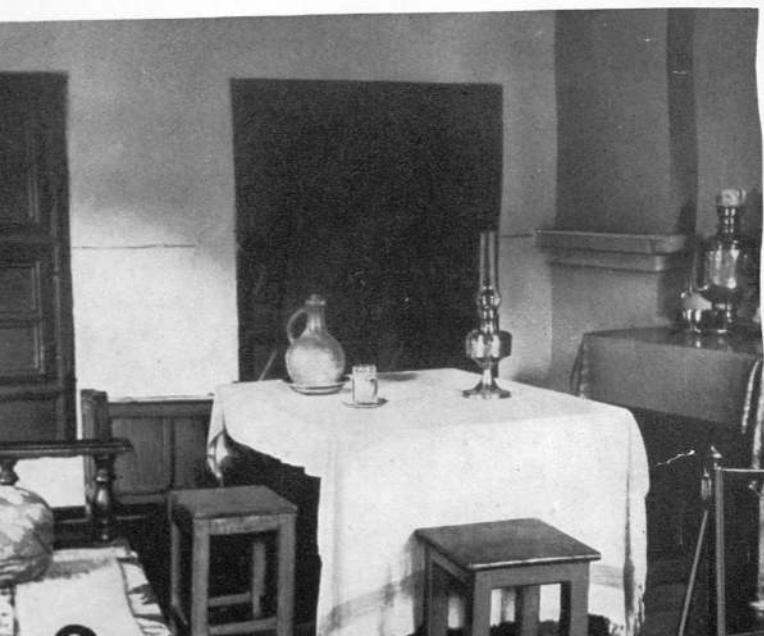
ambulatorische Hilfe. Schwere Fälle bringt man nach Gori ins Krankenhaus. Die Behandlung ist unentgeltlich.

Für Beschäftigung und Unterhaltung in der Freizeit sind Klub und Bibliothek sowie ein Kino vorhanden. Auch der Fußballsport ist sehr beliebt. Der Kolchos verfügt über zwei Lastautos, die Leitung über ein Personenauto. Ferner gibt es schon zehn Privatautos, die sich einzelne Kolchosmitglieder angeschafft haben. Alles in allem ist der Eindruck, den ich vom Kolchos und der Kolchosarbeit bekommen habe, ein durchaus positiver. Gewiß ist noch manches primitiv, so das Fehlen einer Brücke über den Bach, der durch den Ort fließt. Unsere Autos mußten durch das nicht gerade seichte Wasser fahren. Aber ich glaube dem wackeren Kolchosleiter Utschiaschwili, daß die Brücke im nächsten Jahr fertig sein wird und daß ich sie benützen kann, falls mich mein Schicksal wieder einmal nach Georgien führt. — Meiner Ansicht nach ist aber das Wesentliche im Kolchos und in der Sowjetunion überhaupt, daß die Menschen ihre Arbeit lieben und daß sie keine Sorgen um ihre Existenz haben.

9. GEORGISCHE KELLERPARTIE

Als unsere Wißbegierde befriedigt war, führte uns Herr Utschiaschwili durch den Kolchos und endlich in den Weinkeller (georg. *marani*). Es ist bemerkenswert, daß der georgische Marani kein unterirdischer oder in einen Hügel eingebauter Raum ist, sondern ein scheunenartiger Bau, von dessen Tür nur wenige Stufen hinunterführen. Links beim Eingang steht die Weinpresse. Es ist noch nicht allzu lange her, daß anstatt einer modernen Presse eine steinerne Kufe (*ssaznacheli*) benützt wurde. Man schüttete die Trauben hinein und Burschen und Mädels kelterten sie durch Stampfen mit den nackten Füßen, wie es im antiken Griechenland üblich war.





Der Boden des Marani ist in gleich große Quadrate eingeteilt, denen wieder Kreise eingeschrieben sind. Sie kennzeichnen die Stellen, wo die großen tönernen Weingefäße von der Form der altgriechischen Pithoi (georg. *tschuri*) in der Erde eingegraben sind. Der Wein wird mit einem kleineren Krug, auch wohl mit einem Kürbis, herausgeschöpft. Da trotz dem Deckel Unreinigkeit in die Gefäße eindringen kann, wird die Oberfläche des Weines von Zeit zu Zeit mit langstieligen Löffeln aus Blech oder Birkenrinde abgeschöpft. Diese Löffel heißen *ssarzchi* oder *ssazmendari*.

In Georgien ist der Weinbau seit unvordenklichen Zeiten heimisch. In den Gebieten am Schwarzen Meer wächst die Rebe wild. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist von dort aus das Eindringen des Rebenbaues in die Kulturgebiete Asiens und Europas erfolgt*. Dafür spricht, daß die georgische Sprache ein ziemlich altertümliches Wort für Wein verwendet: *ghwino*, das, zum Unterschied von den uns bekannten europäischen Lehnwörtern (griech. *oinos*, lat. *vinum* = Wein), vor dem *w* einen gutturalen Reibelaut zeigt. Ohne diesen letzteren erscheint das Wort für Wein in georg. *wenachi* = Weinberg. *Wen* war wohl das althettitische Wort für Wein. — Die Georgier waren und sind ein heiteres, dem Lebensgenuß ergebenes, trinkfreudiges Volk. Seitdem die Georgier im eigenen Staatswesen, nicht mehr gedrückt durch den zaristischen Beamtenstaat und die koloniale Ausbeutung, hoffnungsvoll und arbeitsfreudig in die Zukunft schauen können, ist die Bohème-Stimmung des *kheiphi*, wie das Zechgelage in Georgien mit einem in der Bedeutung etwas gewandelten arabischen Wort (*kais*, *kef*, *kif*) heißt und den der vorsowjetische Maler Niko Pirosmanischwili in so köstlichen Bildern dargestellt hat, erheblich zurückgegangen. Lebensfreude und Heiterkeit sind aber geblieben, wie wir gleich selbst hier im Keller sehen konnten.

Wir wurden mit dem unvermeidlichen grünen Lauch und mit Stücken von Hammelfleisch und Hammelfett

bewirtet, bevor wir den weißen georgischen Heurigen versuchten. Es war ein guter, kräftiger Wein, von dem wir mehrere Gläser unter ernsten und heiteren Trinksprüchen leerten. Nach beendeter Besichtigung des Kellers stand Herr Utschiaschwili an der Eingangstür, und jeder von uns mußte noch ein Glas leeren, ehe er den Marani verlassen durfte.

Wir gingen in das Haus zurück, wo uns eine neue Überraschung erwartete. Der Gastgeber brachte ein großes gelbgliasiertes Gefäß, dessen unteren Teil ein durchbrochen gearbeitetes Tongestell bildete. — Mit diesem Trinkgerät, dessen „Geheimnis“ in seiner eigentümlichen Konstruktion liegt, hat es eine besondere Bewandnis. Der obere, wulstartige Rand des Gefäßes stellt ein ringförmig in sich geschlossenes Rohr dar. Auf diesem Ring sind zwölf vasenähnliche Krüglein mit schmalen Hals angeordnet, die durch ihren hohlen Fuß mit dem Rohr in Verbindung stehen, so daß also sämtliche Krüglein miteinander kommunizieren. In der Mitte des Ringgefäßes, von den zwölf Krüglein umgeben, befindet sich eine aus Ton roh gearbeitete Frauenbüste, in anderen Fällen die Figur einer Hinde mit dem Jungen. Wird nun in eines der Krüglein Flüssigkeit eingegossen, so gelangt diese in den sämtliche Krüglein miteinander verbindenden Ring, und nach Eingießen von genügend viel Flüssigkeit sind dann alle zwölf Krüglein voll. — Auf diese Weise also wurde das Gefäß mit Wein gefüllt und einem unserer Reiseteilnehmer gereicht. „Achtung!“ wollte ich noch sagen, aber es war schon zu spät. Wenn ein Uneingeweihter eines der kleinen Krüglein an die Lippen setzt, schüttet er sich unweigerlich aus den anderen an. Aber ich kannte den Scherz, da wir im Wiener Museum für Völkerkunde ein ähnliches Gefäß besitzen. Ich saugte also den Wein behutsam auf und fand wegen meiner Kenntnis georgischer Bräuche die Anerkennung der Freunde. Ein solches Scherzgefäß heißt *patara marani* (= kleiner Weinkeller). In der antiken Welt wurden ähnliche Gefäße

im Kult, z. B. bei den eleusinischen Mysterien, verwendet, die sog. *kernoi*. Auch sie bestanden aus einem größeren Gefäß, um das viele kleinere im Kreis angeordnet waren. Sie waren aber nicht durch eine Röhre verbunden und dienten zur Aufnahme von Opfergaben. Ob zwischen dem *kernos* und dem *patara marani* eine Verbindung besteht, ist ungewiß, wenn auch heute noch in Georgien die Erzeugnisse der Töpferei vielfach antike Formen zeigen. Vielleicht werden einmal archäologische Funde über diesen Punkt Aufklärung bringen.

Es folgte sodann ein großes Festessen, bei dem es Hammelfleisch und Ferkel gab. Die kleinen auf dem Spieß gebratenen Stücke Hammelfleisch — die Speise wird von den Russen mit dem türkischen Wort *schaschlyk*, von den Georgiern mit dem arabischen Wort *khababi* bezeichnet — waren ungemein zart und wohlschmeckend. Auch die heißen Stücke Hammelfett schmeckten delikats. Offenbar hatten unsere Wirte nach orientalischem Brauch gleich nach unserem Eintreffen die Schafe geschlachtet. Wir saßen an einer langen Tafel, an der Spitze Herr Utschiaschwili als Hausherr und seine Gattin. Wir wählten nach altgeorgischem Brauch unseren lieben Freund, den Dichter Leonidse, zum Trinkkönig oder „Thamada“. Wenn der Trinkkönig eingesetzt ist, darf keiner der Gäste mehr aus eigenem einen Toast ausbringen oder in das Programm des Banketts eingreifen. Einer von uns, der es, ohne die Bräuche zu kennen, versuchte, wurde von Herrn Leonidse mit aller Strenge über die Rechte des Thamada und die Pflichten der Gäste aufgeklärt.

Die guten Weinsorten brachten uns bald in behagliche Stimmung. Der erste Trinkspruch galt dem großen Sohn der georgischen Erde, dem Lenker der Sowjetunion. Dann tranken wir auf den Frieden, und wieder einmal erfüllte es mich mit tiefer Rührung, zu sehen, wie stark die Sehnsucht nach Frieden in den Völkern der Sowjetunion lebt, wie brennend bei Arbeitern und Bauern, bei Künstlern, Wissenschaftlern und Funktionären der

Regierung, kurz, in allen Kreisen der Bevölkerung, der Wunsch nach ungestörter, friedlicher Arbeit, nach freundschaftlichem Zusammenleben mit den anderen Völkern, nach Verschönerung und Bereicherung des menschlichen Lebens rege ist. Dann wurde auf Österreich und auf Georgien, auf die Freundschaft des georgischen mit dem österreichischen Volk und auf uns selbst und unsere Lieben getrunken. Es wurden viele Reden gehalten, es wurde viel gesungen und viel getrunken und es war schon ziemlich spät, als wir uns von unseren freundlichen Wirten mit herzlichem Dank für die gewährte Gastfreundschaft verabschiedeten, um nach Tbilissi zurückzufahren.

10. DIE WARMEN QUELLEN VON TBILISSI

Am folgenden Morgen, dem 8. Mai, besuchten wir nochmals den Davidsberg. Wir fuhren mit der Funiculaire hinauf, gingen durch den Park und wurden mehrfach fotografiert. Dann genossen wir noch einmal von der Dachterrasse des Kulturpalastes den großartigen Ausblick über die an beiden Ufern der Kura weithin sich ausbreitende Stadt; in mancher Hinsicht erinnert dieses Panorama an den Blick über Wien von der Höhe des Kahlenbergs.

Hierauf besuchten wir die berühmten heißen Schwefelquellen, nach denen die Stadt den Namen bekommen hat. Es ist heute nichts mehr zu sehen von jenen alten Badeanlagen der früheren Zeit, wie sie der georgische Dichter Grischaschwili in seinem fesselnden Buch „Die alte Tifliser Bohème“ beschreibt. Die Zeit ist vorbei, in der die Bewohner von Tbilissi mit ihren Familien oder auch Gesellschaften von Frauen ganze Tage in den Bädern verbrachten, dort aßen und tranken und Feste feierten. Heute erhebt sich dort, unter der Leitung des Innenministers Beria entstanden, eine moderne Kuranstalt, die

mit allen Erfordernissen der heutigen medizinischen Wissenschaft ausgestattet ist. Geplant ist weiterhin, an der Stätte der Heilquellen in den nächsten Jahren einen ganzen Komplex von Gebäuden und Parkanlagen zu errichten, deren Entwürfe man uns zeigte. Die Direktrice führte uns durch die Kuranstalt, die starken Besuch aufweist. Die Schwefelquellen haben Temperaturen zwischen 32 und 45°. Die verschiedenen warmen Wässer werden nun in der Weise gemischt, daß die Mischungen die für die Behandlung der verschiedenen Leiden jeweils günstigsten Temperaturen bekommen. Die höchste Badetemperatur beträgt 37°. Es gibt 75 marmorne Bädewannen. Die Schwefelquellen helfen gegen Ischias, Rheumatismus, Gelenkskrankheiten, Herz- und Gefäßleiden und Hautkrankheiten. Tuberkulösen Patienten sind sie nicht dienlich. Die Kranken werden ärztlich untersucht, bevor ihnen die Bäder verordnet werden. Behandlung und Bäder sind vollkommen unentgeltlich. Wir besuchten die vier Ruheräume und die Abteilung für Heilgymnastik. Alles machte einen heiteren, freundlichen Eindruck. Auf den Tischen standen große Sträuße von Jasmin, Rosen und Päonien.

Auf unserer Fahrt lernten wir auch einen Teil der Altstadt von Tbilissi kennen. Hier sind die Straßen enger. Neben Autos und mit Pferden bespannten Wagen sahen wir gelegentlich Leute, die gepackte Esel führten. Unsere Fahrt bot uns manche interessante Einblicke in die alten, noch ganz asiatisch anmutenden Teile der Stadt, die allerdings vor dem Wachsen des modernen Tbilissi immer mehr zurückweichen. Die Gassen sind krumm und schmal und steigen in den Einschnitten der den Talkessel umgebenden Bergzüge hinan. Sie sind malerisch anzusehen mit ihren alten Holzhäusern, den flachen Dächern, mit den auf zierlichen Säulchen ruhenden Veranden und vorspringenden Loggien, mit den dazwischen aufragenden Türmchen und kegelförmigen Kuppeln der alten Dome. Wir fuhren an der alten Kathedrale (Ssionis ssakdari) vorbei, an der armenischen

Kirche Ssurp Gework auf dem Maidan und gleich darauf an einer kleinen Moschee mit buntglasierten Ziegeln und einem schlanken Minarett. Die Moschee wurde im 17. Jh. von dem persischen Schah Abbas erbaut. Unweit der Moschee führt eine Brücke nach dem linken Ufer der Kura. Dort fällt das Steilufer beinahe lotrecht zum Fluß ab, und auf der Höhe des Felsens erhebt sich die Burg von Metechi (*Metechis-ziche*) mit ihren düsteren Mauern und Türmen. Am Rande der Felswand steht die Kirche der Muttergottes von Metechi; der heutige Bau geht auf das Ende des 13. Jh. zurück. Die mit Ziegeln gedeckte Kuppel gehört späteren Zeiten, wahrscheinlich dem 18. Jh., an. Gegenüber von Metechi, auf dem andern Ufer der Kura, liegen die Ruinen der Festung Narikala. Der Anblick der beiden Burgen in ihrer trotzigsten Unnahbarkeit ruft ein Bild jener vergangenen Zeiten herauf, in denen Georgiens Mittelpunkt von allen Seiten durch Feinde bedroht war und sich gegen Mongolen und Türken, Perser und plündernde Bergstämme zu wehren hatte.

II. DAS HISTORISCHE MUSEUM

An diesem Vormittag besuchte ich noch das Historische Museum Georgiens (*Ssakhartwelos Museumi*), das so viele Schätze von wissenschaftlichem, künstlerischem und materiellem Wert beherbergt wie kaum die umfangreichen Sammlungen europäischer Großstädte. Ich hielt mich in dem Museum mehrere Stunden auf. Die Kustoden der einzelnen Abteilungen waren so freundlich, mich zu führen und mich auf besonders wichtige Objekte aufmerksam zu machen. Zuerst betrat ich die vorgeschichtliche Abteilung, durch die mich die bekannten Gelehrten Prof. Nioradse und Prof. Kuftin geleiteten. Die Schau beginnt mit den altsteinzeitlichen Sammlungen. Die Funde stammen aus der Höhle Mdewis-chwreli in Westgeorgien. Zur Illustration und Orientierung dienen ein

großes Modell des Fundplatzes sowie das Modell eines rekonstruierten Menschen der damaligen Zeit, des Jungpaläolithikum, genauer der Aurignac-Epoche. Interessant sind die Ausgrabungen der neolithischen (jungsteinzeitlichen) und der äneolithischen (erstes Auftreten der Metalle) Periode.

Nur einige der wichtigsten Funde will ich hier erwähnen: das Grab einer Kriegerin mit Bronzeschwert und Bronzegürtel und mit verletztem Schädel (Mzchetha); der von dem finnischen Prähistoriker Tallgren in einer bedeutsamen Abhandlung beschriebene Schatz von Kasbek, der deutliche Beziehungen zur hettitischen Kultur Alt-Kleinasien zeigt; ferner die merkwürdigen Schwerter ohne Spitze aus Mzchetha, die entweder ein rundes oder ein fischschwanzartig abgehacktes Ende aufweisen und daher nur zum Hauen geeignet waren; der Knauf zeigt eine Verzierung in Gestalt eines achtstrahligen Sternes. Der sog. Schatz von Letschchum (an der mingrelisch-swanischen Grenze) besteht aus Beilen und Ringen, die sich in einem Bronzegefäß befinden und vielleicht als Geld gedient haben. Von hohem wissenschaftlichem Wert sind die Ausgrabungen Prof. Kuftins in Trialethi, die eine Periode von 3000—1500 v. Zw. umspannen. Hier ist besonders die Grabstätte eines Kriegers mit Bronzegürtel, Bronzehelm und Dolch zu erwähnen. Interessant ist die Beisetzung des Kriegers in einem großen vierrädrigen Wagen. Über die Silberbecher von Trialethi ist an anderer Stelle einiges mitzuteilen, ebenso über die frühgeschichtlichen Schätze aus der Nekropole von Armasi.

Vom musealen Standpunkt ist die folgende — historische Abteilung von großem Interesse. Hier ist der Versuch einer wirtschaftsgeschichtlichen Aufstellung gemacht, dessen Nachahmung in europäischen Museen zu empfehlen wäre. Neben Ackerbaugeräten finden wir die wichtigsten in Georgien von alters her angebauten Getreidearten, darunter allein zehn Sorten Weizen, von denen einige ausschließlich in Georgien gebaut

wurden. Manche der Sorten existieren bis heute. Dann gibt es zwanzig Sorten von Weintrauben, wie *rka-zitheli* („Rothorn“), *sapherawi* („Farbig“) usw. Bemerkenswert sind die Modelle von Wasserleitungen aus dem Mittelalter. So die von Tschuri und Dmanisi, die 119 km lang war und 53.000 ha Land bewässerte. An den Wänden sieht man nach alten Mustern gemalte Fresken, die die mittelalterlichen Kostüme zur Darstellung bringen. Darunter sind drei Bilder der Königin Tamara, unter deren Regierung Georgien den Gipfelpunkt seiner Macht und der Kultur des feudalen Mittelalters erreichte. Damals erstreckte sich Georgien vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meer, sein politischer Einfluß umfaßte große Teile Kleinasiens (Königin Tamara half tätig mit bei der Gründung des Byzantinischen Kaiserreiches von Trapezunt) und Armeniens. Der Transithandel zwischen den Ländern des Orients und Europa ging über Georgien und brachte Überfluß an Gütern. Kunstgewerbe und Handwerk blühten, und die Schöpfungen des Geistes entsprachen der materiellen Kulturblüte. Die Sammlungen zeigen reiche Stoffmuster, Fayencen und bunte Keramik von Dmanisi, Glas, das vielleicht im Lande selbst hergestellt wurde, und chinesisches Seladon-Porzellan der Sung-Zeit als Beispiel der weitgespannten Handelsbeziehungen.

Es folgte die Ethnographische oder, besser gesagt, die Volkskundliche Abteilung. Hier fiel als erstes Objekt links vom Eingang das gelungene Modell eines altkharthlischen Bauernhauses, eines sog. *Darbasi*, auf. Es gibt heute nur mehr wenige. Prof. Tschubinaschwili, den ich gleich darauf kennen lernte und der sich gerne an seinen Wiener Aufenthalt und seine Studien im Kunsthistorischen Museum erinnerte, hat den *Darbasi* eine Reihe von Monographien gewidmet. Der *Darbasi* ist gewissermaßen ein Erdhaus, da er gewöhnlich in einen Hügel eingebettet ist. Die Vorderseite weist die allgemein-georgische Veranda mit dem auf Holzständern ruhenden vorspringenden Dach auf. Die Dachkonstruktion ist ganz eigenartig: Über zwei deckende Holzbalken

sind zwei weitere quer gelegt, dann schief darüber wieder zwei kleinere und so fort in zunehmend verjüngtem Maßstab, bis am oberen Ende dieses gewölbeartigen Aufbaues eine Luke frei bleibt, durch die der Rauch von der Herdstelle abziehen kann. Es gibt auch noch kompliziertere Formen dieses sog. Laternendaches, das auch im Hinduismus vorkommt und in den altbuddhistischen Höhlentempeln von Chinesisch-Turkestan wenigstens als Deckenbemalung auftritt. In der Mitte steht, mit verschiedenen eingeschnitzten Symbolen verziert, der *Dedabodzi* oder Mutterbalken, d. i. der Trägerbalken, auf dem die Deckenkonstruktion ruht.

Reich sind die Sammlungen von den Chewsuren und von anderen georgischen Bergstämmen. Hier fällt besonders eine mumifizierte Hand auf, wie die Bergbewohner sie einst Dieben und Räubern feindlicher Stämme abzuhaufen und an die Wehrtürme ihrer Siedlungen zu nageln pflegten. Prächtige Holzschnitzarbeiten — Türen und Kamine — sind vielfach von lasischen Handwerkern geschaffen. Weitere Modelle stellen das chewsurische Heiligtum „*Chachmatis Dshwari*“ vor, einen jener theokratischen Mittelpunkte der Gebirgstäler, der trotz dem Namen (*dshwari* = Kreuz) ganz heidnischen Charakter trägt. Ein anderes Modell ist ein Opfertürmchen der Jäger, ein drittes — „*Mzewris ssaphlavi*“ (= „das Grab des Jagdhundes“) — spiegelt den Aberglauben an Hundeschutzgeister wider, die als Beschützer in den Krieg mitziehen und an ihrem blutigen Maul zu erkennen sind. Auf einer Galerie des großen Raumes sind in flachen Vitrinen die Trachten aller georgischen Landschaften ausgestellt, in jedem Kasten je ein männliches und ein weibliches Kostüm. Den Abschluß bilden Sammlungsstücke aus Swanien. Darunter fallen wieder Modelle auf: das Innere eines swanischen Hauses mit der ganzen Einrichtung in natürlicher Größe und das Innere eines swanischen Wehrturms (swan. *murkwan*). Solche Wehrtürme finden sich auch bei den nördlichen Nachbarn der Georgier, den Ossen und den Inguschen.

In eigenen, tresorartig geschützten Räumlichkeiten des Souterrains sind die großen Sammlungen von Kirchengeräten, die silbernen und goldenen, oft mit Edelsteinen eingelegeten Ikonen und andere Erzeugnisse des mittelalterlichen und des neuzeitlichen Kunstgewerbes untergebracht. Der Wert der hier ausgestellten Objekte muß ungeheuer sein. Eine andere Abteilung enthält die kostbaren Handschriften. Eines der in den Vitrinen befindlichen Dokumente zeigt zwei Zeilen von der Hand der Königin Thamar. Künstlerisch hochwertige Miniaturen kommen den besten persischen ihrer Art gleich. Hier ist auch die Autographie der Landkarte Georgiens des Prinzen Wachuscht (18. Jh.) aufbewahrt, des Verfassers einer Geographie seines Heimatlandes, die von dem französischen Gelehrten Brosset herausgegeben und übersetzt wurde. Sie ist für das Studium Georgiens von unschätzbarem Wert und gibt einen hohen Begriff von den Kenntnissen und der wissenschaftlichen Gründlichkeit des Verfassers. Ein wichtiger Staatsakt ist der Traktat Erekli II. mit dem Zarenreich, der die spätere Vereinigung Georgiens mit Rußland anbahnte.

Die letzte Abteilung der Tresorräume, die der vor- und frühgeschichtlichen Schätze, war für mich die interessanteste. Hier schloß sich mir wieder Professor Kuftin an und zeigte mir zunächst die beiden Silbergefäße von Trialeti. Ich bin der Museumsleitung zu großem Dank verpflichtet, daß sie mir die Vitrinen öffnete und mir gestattete, die Objekte in die Hand zu nehmen und genau zu betrachten. Von den beiden Gefäßen ist das eine, ein Eimerchen mit Darstellung einer Jagd, stark beschädigt. Das andere, ein Becher, ist von nicht abzuschätzender Wichtigkeit in kunstgeschichtlicher Hinsicht und auch, was den Inhalt der Darstellungen betrifft. Der Becher wird um ungefähr 1500 v. Zw. zu datieren sein, sein Stil erinnert stark an die künstlerischen Arbeiten des Fürstengrabes von Maikop im Nordkaukasus. Dieses letztere wird sehr viel früher angesetzt. Die Silbergefäße von Trialeti würden also eine spätere Entwick-

lung darstellen. Auf jeden Fall ist eine Verbindung zwischen Nordkaukasus und Transkaukasien in jener Zeit vorhanden. Aber auch mit den Kulturgebieten des alten Orients, vor allem mit Mesopotamien, sind deutliche Beziehungen nachzuweisen. Schon die Maikoper Funde zeigen dies klar und ebenso die Darstellungen auf dem Trialetier Silberbecher, der außerdem deutliche hettitische Anklänge in der Kleidung der auf dem oberen Fries dargestellten Gestalten aufweist. Der Silberbecher ist mit zwei Friesen verziert. Der untere zeigt eine Prozession von Hirschen, wobei immer ein Männchen und ein Weibchen abwechseln. Der obere Fries hat als Zentralfigur die sitzende Gestalt einer Gottheit, davor steht ein Altar von der Form eines Gefäßes auf zwei hohen Beinen, die in Hufe endigen. Hier haben wir vielleicht eine Vorstufe der „Geräte mit zoomorpher Junktur“, d. h. mit Tierbeinen, die zumeist aus einem Löwenrachen herauskommen. Solche Typen von Geräten kennen wir von den Chaldern oder Urartäern des alten Armenien, von den Etruskern und vor allem von altchinesischen Opfergefäßen. Wenn auch auf dem Becher die Junktur nicht sichtbar ist, so deuten immerhin die mit Hufen versehenen Altarfüße in diese Richtung. Zu beiden Seiten des Altars ruhen zwei Tiere. Hinter der Gottheit wächst der Lebensbaum, an dem zwei Flüsse entspringen, ein bekanntes Motiv bei den Babyloniern, aber auch bei den Hettitern. Gegen die Gottheit bewegt sich eine Prozession von 22 männlichen Figuren, ähnlich gekleidet und wie diese selbst mit Fuchsmasken und -schwänzen versehen. Der Kunsthistoriker Amiranaschwili weist, wohl richtig, auf den swanischen Brauch Telephia- (oder Tulephia-) Melia (*mela* = Fuchs), auf den hettitischen Fruchtbarkeitsgott Telibinusch, dessen Mythos uns in den Keilschrifttafeln von Boghasköi erhalten ist, sowie auf den etruskischen Telepas hin. Namen altorientalischer Gottheiten haben sich im kaukasischen Folklore mehrfach erhalten.

Aus späterer Zeit — 5. Jh. v. Zw. — stammt der Schatz von Achalgori mit seinen herrlichen Gold- und

Silbergefäßen in einem Stil, der als achämenidisch (nach dem altpersischen Königsgeschlecht der Achämeniden) bezeichnet wird. Den größten Eindruck auf mich aber machten die Schätze aus den Fürstengräbern von Mzchetha, zumeist aus dem Bereich der alten Armasi-Festung. Schmucksachen und Gefäße aus Gold und Silber, oft reich mit Edelsteinen verziert, darunter Gemmen im edelsten antiken Stil mit Darstellung altgeorgischer Fürsten, sind in beachtenswerter Menge vorhanden. Diese kostbaren Fundstücke sind das Ergebnis von Ausgrabungen der Georgischen Sektion der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften, die in den Jahren 1937 bis 1941 ausgeführt wurden. Besonders ergiebig waren die Arbeiten des Jahres 1939. Die Nekropole von Armasi enthielt die Gräber altgeorgischer Fürsten und ihrer Familienmitglieder. Sie tragen den Namen „Pitiachschi“, ein Titel, der uns auch armenisch als „Bdeachsch“, griechisch als „Pitiaxes“ überliefert ist. Das Wort stammt vom altiranischen *patiachscha*, das allerdings nur erschlossen ist, und besteht aus der Präposition *pati* = auf, über, und dem Worte *achschi* = Auge. Es bedeutete ursprünglich so etwas wie Aufseher, Verwalter. Wir erinnern uns hier an die „Augen“ genannten Beamten der altpersischen Könige. „Pitiachschi“ bezeichnete im altgeorgischen Königreich eine hohe militärische Funktion, den Gouverneur einer Provinz. Diese Pitiachschi trugen, wie die leider bisher nur in geringer Zahl vorhandenen Inschriften bezeugen, vielfach sarmatisch-alanische Namen. Unter den Inschriften nimmt die berühmte griechisch-aramäische Bilingue (= zweisprachige Inschrift), der Grabstein der Fürstin Seraphita aus Armasi, den ersten Rang ein. Ihr Text lautet in deutscher Übersetzung:

„Seraphita, die Tochter des Zewach, des jüngsten Pitiachschi des Königs Farasmanes, die Frau des Sohnes des Pitiachschi Publikios Agrippa — Jodmangan, des viele Siege errungen habenden Epitropos des großen Königs der Iberer Xefarnug. Sie starb im 21. Jahre und besaß große Schönheit.“

Der in der Inschrift genannte König Farasmanes, georg. Pharsman, war ein Zeitgenosse des römischen Kaisers Antoninus (138—161). Der aramäische Teil der Inschrift zeigt, wie es auch bei anderen Inschriften jener Epoche der Fall ist, einen besonderen Typus, der in schriftgeschichtlicher Hinsicht von großer Wichtigkeit ist.

Am Abend waren wir Gäste der Tbilisser GOKS (d. i. die Georgische Sektion der WOKS), wo uns die Vizepräsidentin und eine Reihe liebenswürdiger Damen aufs freundlichste empfingen und bewirteten. Anwesend waren auch Frau Venera Uruschadse, die eine Sammlung der schönsten Werke der georgischen Poesie in englische Verse übertragen hat, ferner die Dichter Giorgi Leonidse und Sandro Schanschiaschwili. Letzterer ist nicht nur als Lyriker, sondern auch als Dramatiker bekannt. Ich las einige meiner Übertragungen georgischer Dichtungen vor, darunter auch solche der anwesenden Poeten.

Anschließend wurden uns einige georgische Filme vorgeführt. Am besten gefiel mir ein in Gurien spielender Film, dessen Handlung sich um ein nationales, zu Pferde geführtes Ballspiel von außerordentlich wildem Charakter aufbaute. Dann legte man mir Proben einer deutschen Übersetzung des „Recken im Tigertell“ von Schotha Rusthaweli vor und fragte mich um meine Meinung darüber. Die Übersetzung war in vierzeiligen Strophen mit gleichem Reim abgefaßt wie das Original und klang stellenweise sehr gut. Nach dem Vergleich der besonders schwierigen Einleitung der Dichtung mit der Übersetzung mußte ich diese aber doch als ungeeignet bezeichnen. Ich glaube, daß für eine Erstübersetzung eine genau an den Text sich haltende Prosafassung vorzuziehen ist. Über die gänzlich verfehlt „Übertragung“ von Arthur Leist in reimlosen fünf Fußigen Jamben will ich gar nicht erst sprechen. Dagegen ist Miss Marjory Wardrops Prosaübersetzung ins Englische, trotzdem ihr damals kein kritisch gesichteter Originaltext zur Verfügung stand,

auch heute noch sehr brauchbar. Daneben gibt es sehr gut gelungene russische Nachdichtungen der Rusthawelischen Dichtung.

12. GEORGISCHE LITERATUR

Hier ist es wohl am Platz, einige Worte über den „Recken im Tigerfell“ und über die georgische Literatur überhaupt zu sagen. Die georgische Literatur läßt sich in vier Perioden gliedern:

1. Die altgeorgische Literaturperiode, deren Denkmäler religiöser Art sind. Sie sind in einem besonderen Alphabet, dem „Chuzuri“ (Priesterschrift) geschrieben. Dem Inhalt nach sind sie Übersetzungen der Bibel, Homilien (Predigten), Heiligenlegenden, Märtyrergeschichten u. ä. Als Originalwerke ragen hervor: „Das Martyrium der hl. Schuschanik“ von Jakob Chuzesi und „Das Leben des hl. Grigol Chandztheli“ von Giorgi Mertschuli.

2. Die mittelgeorgische Literaturperiode beginnt mit dem mächtigen Aufschwung Georgiens unter den Bagratiden-Königen. Sie erreicht ihre höchste Blüte mit Königin Tamara (1184—1213). Der Träger der neuen Literaturepoche ist nicht mehr der Priester, sondern der ritterliche Landbesitzer im feudalen Königreich Georgien. Auch die Schrift ist eine andere: Die „Mchedruli“ oder Ritterschrift (von *mchedari* = Reiter, Krieger, — aus dem Zeitwort *chedna* = ein Pferd zureiten, dressieren). Die Schrift ist vielleicht älter als die Priesterschrift und erinnert in manchen Buchstaben an die mittelliranischen Alphabete, stammt jedenfalls, wie diese, letzten Endes aus dem Aramäischen. Man erinnere sich an das, was ich oben über die aramäischen Inschriften ausgeführt habe, deren an die mittelliranischen Schriftarten erinnernder Typus einen Wink gibt, wie der Gang der Entwicklung verlaufen sein mag.

In die Zeit der Höchstblüte der ritterlichen Literatur fallen die mit aller Gelehrsamkeit des damaligen Georgien ausgestatteten Odenbücher Schawthelis und Tschachruchadses, die Prosaübertragung des persischen Epos „Wis und Ramin“ („Wisramiani“) von Fachr-ud-Din Gurgani, eine orientalische Parallele zu „Tristan und Isolde“, dann der Ritterroman „Amiran Daredschaniani“ von Mose Choneli und endlich Rusthawelis Meisterdichtung „Der Recke im Tigerfell“. Vieles mag in den folgenden stürmischen Zeiten verlorengegangen sein. Mit dem Sinken der politischen Macht tritt auch ein gewisser Verfall der schöpferischen Kraft ein. Es gab aber keinen Stillstand des literarischen Schaffens im eigentlichen Sinne, da die Kette dichterischer Persönlichkeiten niemals abriß. Selbst georgische Könige traten als Poeten auf, wie die beiden Taimuras und Artschil. Überragend ist in der späteren feudalen Epoche der Einfluß der arabisch-persischen Literatur, der bis ins beginnende 19. Jh. bemerkbar ist. Zu Beginn des 18. Jh. ist Fürst Ssaba Ssulchan Orbeliani, Schriftsteller, Gelehrter und Politiker, der erste Autor, der die Geistigkeit Europas erkennen läßt, das er auf einer Gesandtschaftsreise an den Hof Ludwigs XIV. kennen lernte. Sein Wörterbuch der georgischen Sprache ist noch heute allen, die sich mit dem Studium dieser Sprache befassen, unentbehrlich. Im 18. Jh. treten als Dichter hervor: David Guramischwili (1705—1792), der als Emigrant in der Ukraine starb, und der Meister der künstlerischen Form, Bessarion Gabaschwili, genannt Bessiki (1751—1791).

3. Die neugeorgische Literaturperiode während der zaristischen Herrschaft. Von der Einverleibung Georgiens in das Russische Reich an werden die europäischen Einflüsse auf das literarische Schaffen immer stärker. Niko Barathaschwili (1816—1845) war der erste, der unter dem Eindruck der Dichtungen Puschkins und Mickjecz' entschlossen mit den orientalischen Formen brach und, trotzdem er nur wenige Gedichte schrieb, auf

die weitere Entwicklung den größten Einfluß nahm. Von Prosawerken sind der von mir verdeutschte Roman „Die Burg von Ssurami“ von Daniel Tschonkadse und der Roman „Solomon Isakitsch Medshghanuaschwili“ von Ardasiani wegen ihrer gesellschaftsgeschichtlich interessanten Handlung zu erwähnen. In der zweiten Hälfte des 19. Jh. treten die literarischen Titanen Ilia Tschawtschawadse und Akaki Zeretheli (1840 bis 1915) hervor, beide Vorkämpfer im Ringen des georgischen Volkes um seine Unabhängigkeit und seine nationale Kultur. Im beginnenden 20. Jh. zeigt die georgische Literatur unter dem Druck der niedergeworfenen Revolution von 1905 und der zaristischen Reaktion eine stark pessimistische Stimmung, eine Neigung zu Mystik und Symbolismus. Im Zusammenhang damit entstand bei einigen Dichtern eine ausgeprägte Neigung zu französischen Vorbildern, wie Baudelaire, Verlaine, Rimbaud, Mallarmé.

4. Die sowjetische Literaturperiode setzt seit 1921 langsam und dann in immer schnellerem Tempo die neuen Ideale an Stelle der alten. Dichter und Schriftsteller suchen zeitgemäße Stoffe, sie wenden sich den Problemen des neuen Lebens und des sozialistischen Aufbaues zu, Mystik und Symbolismus verschwinden. Sie haben auch in den Zeiten des Vaterländischen Krieges ihren Beitrag im Kampf gegen die faschistischen Angreifer in hervorragend hohem Maße geleistet.

13. „DER RECKE IM TIGERFELL“

Das Epos „Der Recke im Tigerfell“ bedeutet nicht nur den Höhepunkt der georgischen Literatur, sondern stellt darüber hinaus ein Meisterwerk der Weltliteratur dar. Es ist die nationale Dichtung der Georgier und blieb durch all die Jahrhunderte schwerer Kämpfe und Katastrophen stets lebendig und volkstümlich. Auch der zu





manchen Zeiten sich geltend machende Widerstand der Geistlichkeit gegen ein Werk, das trotz tiefer Religiosität nicht die Spur dogmatischen Geistes oder auch nur einer bestimmten Glaubensform erkennen läßt und ebenso gut von einem islamischen wie von einem christlichen Dichter herrühren könnte, vermochte nicht, die Dichtung dem georgischen Volke zu entfremden, das sie seit je als das Hohelied und die poetische Verklärung seines Nationalcharakters betrachtete. Wie populär „Der Recke im Tigerfell“ in allen Kreisen des georgischen Volkes auch heute noch ist, zeigt sich darin, daß viele Verse des Epos sprichwörtlich gebraucht werden.

„Der Recke im Tigerfell“ teilt mit den homerischen Dichtungen das Schicksal, daß über seinen Autor keine sicheren Daten bekannt sind. Was von solchen aus späterer Überlieferung erzählt wird, trägt den Stempel des Erdichteten, ja sogar mythischen Charakter. Vollkommen sicher ist nur, daß der Dichter sich in seinem Werke „Rusthaweli“, d. h. einen Mann aus dem Orte Rusthawi (es gibt zwei Orte dieses Namens), nennt und sich als „Meskhen“ bezeichnet, also als einen Bewohner der südgeorgischen Provinz Meskheti, die von dem alt-kleinasiatischen Volk der Meskher, Moskher oder Musku (wie die Assyrer sie nennen) den Namen führt.

Nun zu der Dichtung selbst. Sie besteht aus über 1500 vierzeiligen Strophen, von denen eine erhebliche Anzahl gewiß erst von späterer Hand hinzugefügt wurde. Über den Stoff sagt der Dichter selbst in der Einleitung:

„Dies ist eine persische Geschichte, ins Georgische übersetzt, eine Perle, bestimmt, von Hand zu Hand zu gleiten. Ich fand sie und brachte sie in Verse. Ein preiswürdiges Werk führte ich aus; sie, die stolze Schöne, die mir den Verstand raubte, veranlaßte mich dazu.“

Daraus ginge hervor, daß Schotha Rusthaweli die georgische Prosaisetzung einer persischen Erzählung

in Verse gefaßt hat, und der Umstand, daß viele Personen des Epos persische oder arabische Namen tragen, würde diese Vermutung stützen. Es gehört aber zur Eigenart der damaligen georgischen Dichtung, Schauplatz und Personen in die arabisch-persische Umwelt zu versetzen, und es dürfte wohl schwerfallen, die Fabel des „Recken im Tigerfell“ in der persischen Literatur wiederzufinden. Jedenfalls ist das Werk, wie es uns vorliegt, das Spiegelbild des ritterlichen Lebens in Georgien, es trägt Züge aus der georgischen Volkskunde und enthält augenscheinlich Anspielungen auf Personen und Begebenheiten seiner Zeit. In diesem Sinne ist es eine echte nationale Schöpfung, und der Verfasser folgt nur einer damals üblichen Methode, wenn er angibt, daß er ein persisches Original dichterisch bearbeitet habe.

Die Handlung des Werkes ist kurz folgende:

Rostewan, der König der Araber, übergibt, als er sein Alter herannahen fühlt, den Thron seinem einzigen Kinde, der schönen Thinathin, die von dem Heerführer Awthandil leidenschaftlich geliebt wird. Als dieser nach den Krönungsfeierlichkeiten mit dem König auf die Jagd zieht, treffen sie am Ufer eines Baches einen fremden Ritter, der, in ein Tigerfell gekleidet, weinend dasitzt. Er ist so versunken in seinen Gram, daß er die zu ihm entsandten Boten des Königs nicht beachtet, und als sie ihn mit Gewalt vorführen wollen, erschlägt er sie und reitet davon. Da die dem Fremden nachgesandten Reiter den Ritter nicht mehr einholen können, kehrt Rostewan verstört heim und ergibt sich der Trauer über seine verletzte Würde. Nun bittet Thinathin Awthandil, den Fremden zu suchen und gibt ihm Hoffnung, durch diese Tat ihre Hand zu erringen. Drei Jahre lang sucht der junge Held erfolglos in allen Ländern den fremden Ritter und befindet sich in äußerster Verzweiflung über die lange Trennung von der Geliebten. „Geduld ist besser!“, sagt er und spricht zu sich selbst: „Stirb nicht zu früh in den Tagen, schmilz nicht, mein Herz! Ohne Gott kann ich nichts ausführen, umsonst rinnt meine Träne, niemand kann den Beschluß des Schicksals ändern; was nicht geschehen soll, geschieht nicht!“

Endlich gelangt er in einer wilden Einöde auf die Spur des Ritters, der mit einer schwarzgekleideten Jungfrau sich trauernd in einer Höhle aufhält. Die beiden Helden finden aneinander Gefallen und schließen Bruderschaft. Nun erfährt Awthandil die Geschichte des fremden Ritters. Er heißt Tariel, ist ein Vasallen-

fürst des Königs Pharssadan von Indien und wurde mit dessen Tochter Nestan Daredschan zusammen erzogen. Als er sie später nach langer Trennung wiedersah, erfaßte ihn plötzlich die Liebe so übermächtig, daß er zu Boden sank und in eine schwere Krankheit verfiel. Er genas erst, als er erfuhr, daß die Königstochter seine Liebe erwidere. Sie kamen heimlich zusammen und gelobten einander ewige Treue. Der König beschloß aber, während Tariel in seinem Dienst das feindliche Chatai schlug, seine Tochter dem Prinzen von Chwaresmien zur Frau zu geben. Als Tariel die Kunde vernahm, drang er mit bewaffnetem Gefolge in das Zelt des Nebenbuhlers, streckte ihn nieder und zog sich auf seine feste Burg zurück. Nun erfuhr der König das Einverständnis seiner Tochter mit Tariel und forderte von seiner Schwester Dawar, in deren Hut sie sich befand, Rechenschaft. Dawar mißhandelte Nestan Daredschan und übergab sie zwei schwarzen Sklaven mit dem Befehl, sie zur See in ein fremdes Land zu bringen; sie selbst aber durchbohrte sich aus Furcht vor der Rache des Königs mit dem Dolch. Tariel war über den Verlust der Geliebten außer sich, er suchte sie überall vergeblich und zog sich endlich, in ein Kleid aus Tigerfell gehüllt, in die tiefste Wildnis zurück. Von einem jungen Fürsten Phridon, mit dem er eine Zeitlang auf Abenteuer zog, erhielt er die ersten unbestimmten Nachrichten vom Schicksal seiner Geliebten.

Nun aber verspricht ihm Awthandil seinen Beistand. Nach kurzem Aufenthalt bei Nuradin Phridon verkleidet Awthandil sich als Kaufmann, besteigt ein Schiff und macht sich auf die Suche. Endlich gelangt er in eine prächtige Hafenstadt am Ufer des Meeres, wo sich Phatman (arab. Fatima), die schöne Frau des Vorstehers der Kaufleute, in ihn verliebt. Von ihr erfährt Awthandil, daß vor einiger Zeit ein schönes Mädchen, begleitet von zwei Negern, im Lande erschienen sei. Der König der Stadt wollte es wegen seiner Schönheit mit seinem Sohne vermählen. Jedoch sie entfloh mit Hilfe Phatmans, geriet aber in die Gewalt der dämonischen Khadsche, einer Art wilder Männer, die sie in einer unzugänglichen Burg gefangenhalten, um sie ihrem Fürsten nach dessen Heimkehr aus dem Krieg als Frau auszuliefern. Awthandil erkennt, daß die Jungfrau Daredschan ist, die Verlobte seines Freundes. Awthandil gibt Tariel und Phridon Nachricht von der Auffindung Daredschans, und die drei Freunde ziehen nun gemeinsam aus, die Prinzessin zu befreien. Sie bezwingen mit Heldenkraft die Burg der Feinde, befreien Daredschan und kehren mit unermeßlicher Beute heim, nachdem sie Phatman für ihre Hilfe reich beschenkt haben. Tariel heiratet nun Nestan Daredschan, Awthandil nimmt Thinathin zur Frau, und die Geschichte nimmt ein glückliches Ende.

Der Dichter schließt sein Werk in elegischem Ton:

„Zu Ende ging ihre Geschichte wie ein Traum der Nacht. Sie zogen vorüber und verließen die Welt; seht den Verrat der Zeit! Wer auf ihre Länge vertraut, dem fließt sie im Nu dahin. Ich schreibe es, ein meschischer Dichter aus dem Dorf Rusthaw. Ich dichtete diese Geschichte zur Kurzweil der Göttin Georgiens (Königin Tamara), der Sonne, welcher Davith (Thamaras Gatte) dient als wandernder Mond, die Osten und Westen in Schrecken setzt, die die Treulosen vernichtet und die Getreuen beschirmt. So ist diese Welt, niemand kann ihr vertrauen, sie ist nur ein Augenblick, kürzer als ein Wimperzucken. Was sucht Ihr und wen? Was müht Ihr Euch ab? Das Schicksal macht alles zuschanden.“

„Der Recke im Tigerfell“ ist ein Werk des georgischen Humanismus, der im 10. und 11. Jh. voll entwickelt ist. Dieser erscheint als glückliche Synthese neuplatonischer Ideen und östlicher Anschauungen, wie sie vor allem in der persischen Mystik (Sufismus) auftreten. Dahin gehört der über den Einzelreligionen stehende Gottesbegriff, die pessimistische Anschauung vom Leben und vom Schicksal des Menschen, von der Unbeständigkeit des Irdischen, zu der es in der zeitgenössischen persischen Literatur zahlreiche Entsprechungen gibt. In soziologischer Hinsicht ist die Dichtung eine poetische Verklärung der feudalen Monarchie, der Vasallentreue und des idealen Rittertums mit seiner dreifachen Pflicht gegen Lehnsherrn, Gefährten und Dame. Besonders fällt die hohe Auffassung von der Liebe ins Auge, die überraschende Ähnlichkeit mit dem zur gleichen Zeit herrschenden Minnedienst des Abendlandes zeigt. Hierbei muß an die starken kulturellen Wechselbeziehungen erinnert werden, die das Zeitalter der Kreuzzüge mit sich brachte. Es ist wohl anzunehmen, daß in der Entwicklung des Minne-Ideals Europa nicht der gebende, sondern der empfangende Teil war, mögen auch Art und Hergang der Beeinflussung noch in Dunkel gehüllt sein.

14. WISSENSCHAFT UND KUNST

Am 9. Mai vormittag' besuchten wir die Tbilisser Universität, die derzeit aus einem alten und einem neuen Gebäude besteht. Das erstere wurde noch in der zaristischen Zeit auf Initiative des großen Dichters Ilia Tschawtschawadse zunächst als georgisches Privatschulhaus und Sitz einer wissenschaftlichen Gesellschaft von dem Architekten Zchetadse erbaut, schon damals mit der Hoffnung, daß der Bau einst in eine georgische Universität umgewandelt werde. Das neue Gebäude liegt an einer der in Tbilissi so häufigen tiefen Schluchten, von der schon ein Teil aufgefüllt und mit einer Parkanlage bedeckt ist. Den restlichen Teil hofft man im nächsten Jahr eingeebnet zu haben.

Im Jahre 1918 wurde die erste georgische Universität mit nur einer Fakultät und 16 Professoren und Lektoren gegründet. Erst nach Einrichtung der Georgischen Sozialistischen Sowjetrepublik nahm die Entwicklung der Universität ein beschleunigtes Tempo an. Augenblicklich zählt sie zwölf Fakultäten mit 566 Professoren und Lektoren. Die Fakultäten sind: eine mathematische, eine physikalische, eine chemische, eine biologische, eine für Geographie und Geologie, eine für Philosophie, eine für Geschichte, eine für orientalische Sprachen, eine für westeuropäische Sprachen, eine für Philologie mit je einer Abteilung für georgische und für russische Literatur, eine Fakultät für Jus und eine für Ökonomie. Der Unterricht wird ausschließlich in georgischer Sprache, nur in der Sektion „Russische Literatur“ in Russisch erteilt. Außer der Universität besitzt die Georgische Sowjetrepublik noch 19 Hochschulen, darunter industrielle, wie die für Lederwirtschaft, dann solche für Medizin und Veterinärwissenschaften, ferner Konservatorien, eine Akademie der Künste und ein Theaterinstitut. Die Zahl der Studenten in Georgien beträgt rund 25.000, wovon auf die Tbilisser Universität 5000 entfallen. Auf 1000 Einwohner Georgiens kommen 14 mit Hochschulbildung,

auf 400 Personen entfällt ein Arzt, auf 300 ein Universitätsabsolvent.

Der Rektor der Universität, Herr Niko Kezchoweli, empfing die österreichische Delegation, und besonders mich, in freundschaftlichster Weise. Er opferte uns sehr viel von seiner kostbaren Zeit, um uns die Universität und ihre sämtlichen Einrichtungen zu zeigen und zu erklären. Wir erfuhren sehr viel über den Studienbetrieb und über die Lage der Studenten. Jeder Student, der Begabung und Eifer zeigt, erhält ein Stipendium, dessen Höhe sich nach gewissen Gesichtspunkten steigert. Es beträgt im ersten Kurs 300 Rubel, im fünften Kurs 450 Rubel monatlich. Besonders ausgezeichnete Studenten bekommen erhöhte Stipendien. Sogenannte Stalin-Stipendien betragen etwas über 780 Rubel.

Es gibt wissenschaftliche Zirkel und Gesellschaften. Jeder Student kann Mitglied eines solchen Zirkels sein, in eine wissenschaftliche Gesellschaft wird er erst aufgenommen, wenn er mindestens zwei wissenschaftliche Arbeiten verfaßt hat. Ein Student, der wissenschaftliche Arbeiten geschrieben hat, wird Aspirant. Die Gesellschaften an der Universität zählen etwa 800 Mitglieder. Ein eigenes Komitee, an dessen Spitze der Rektor steht, prüft die eingereichten Arbeiten. Im laufenden Jahr wurden bis Anfang Mai über 200 Arbeiten vorgelegt. Nach Beendigung der normalen Hochschulstudien hat der Student zu einem Examen anzutreten. Nach dessen erfolgreicher Ablegung kann er an der Universität als wissenschaftlicher Aspirant weiterarbeiten. In dieser Stellung beläuft sich sein Stipendium auf 700 Rubel monatlich. Während seiner Laufbahn als Aspirant wählt er sich ein wissenschaftliches Thema, das er als Dissertation ausarbeitet. Wenn er diese fertiggestellt hat, muß er sie öffentlich verteidigen. Er erhält dann den Titel „Kandidat der Wissenschaften“ und kann Lektor oder wissenschaftlicher Mitarbeiter an einem Forschungsinstitut werden. Er arbeitet dann in weiteren zwei bis drei Jahren seine Doktordissertation aus. Der Dokortitel gibt ihm das

Recht auf eine Universitätsprofessur. Die Ablegung der Doktorprüfung steht also in der Sowjetunion so hoch wie bei uns die Habilitation, nur daß es das Elend der Privatdozentur mit ihren akuten Existenzsorgen nicht gibt.

Der Rektor gab uns noch weitere Auskünfte über das Leben der Studenten. Diese haben das Recht auf die Benützung von Studentenheimen, in denen besondere Speisehallen unterhalten werden. Durchschnittlich hausen drei Studenten in einem Zimmer, Aspiranten wohnen zu zweit. Die Studenten besitzen ihre Zirkel und Sportgesellschaften. An Sonntagen werden oft Exkursionen veranstaltet. Die Sommerferien dauern zwei Monate, die die Studierenden zumeist in den Dörfern und in Kolchosen verbringen. 75 % der Studenten sind Kinder von Arbeitern und Bauern. Die Universität besitzt auch ein eigenes Erholungsheim am Schwarzen Meer.

Ich besuchte verschiedene Universitätsinstitute, so das Geologisch-Mineralogische, das eine schöne museale Sammlung von Gesteinsproben, Modellen und Reliefkarten enthält. Besonders fielen mir Reliefkarten des Mangangebietes von Tschiaturi und der Borshomi-Schlucht auf. Im Physiologischen Institut werden Untersuchungen über Funktion und Leistungsfähigkeit des menschlichen Gehirns angestellt. Der Rektor führte uns sodann in die große Universitätsbibliothek, die rund eine Million Bände enthält. Zu ihrer Aufnahme ist ein eigenes Bibliotheksgebäude geplant. Die Bibliothek wird von den Professoren Beridse, Thophuria und Abuladse verwaltet. Wie bei uns, haben auch die Seminare und Institute ihre Fachbibliotheken. So besitzen z. B. das Botanische Institut 5000, das Geographische 20.000 Bände. Wir besichtigten weiterhin den Theatersaal, einen großen Saal für Turnen und Leibesübungen (der Besuch dieses Faches ist obligat) sowie den Boxsaal. Eine besonders wichtige Institution ist die Universitätsdruckerei, die in jedem Jahr 25 bis 30 Lehrbücher und wissenschaftliche Arbeiten herausbringt. Es gibt hier sehr hübsche Typen verschiedener orientalischer Alpha-

bete. Ein Raum ist der Alpinistik und dem Wintersport gewidmet. Wie sehr besonders der letztere bei der georgischen Jugend beliebt ist, hatte uns einer der Filme gezeigt, die man uns am Tag vorher in der „Georgischen Gesellschaft für kulturelle Verbindung mit dem Ausland“ vorgeführt hatte. Der Rektor der Universität, ein bedeutender Botaniker, ist selbst begeisterter Alpinist.

Im neuen Gebäude besuchten wir den neuangelegten Lesesaal, das physikalische Laboratorium für Studenten, den physikalischen Hörsaal mit 400 Plätzen und das Planetarium. Eine Sternwarte befindet sich im Bau.

Wir erfuhren noch, daß das Gehalt eines Universitätsprofessors 6000 Rubel monatlich beträgt (3000 Rubel für die Lehrtätigkeit, 3000 Rubel für die Forschungsarbeit). Honorare für Publikationen und Vorträge sind hier natürlich nicht inbegriffen. Schließlich überreichte mir Herr Kezchoweli eine größere Anzahl neuerschienener Werke auf dem Gebiet der georgischen Sprach- und Literaturwissenschaft, die ich als unentbehrlich für meine eigene Arbeit mit großem Dank entgegennahm. — Der Besuch der Universität und die Großzügigkeit der georgischen Gastfreundschaft machten einen tiefen Eindruck auf mich.

Ich besuchte dann eine Ausstellung moderner georgischer Künstler, die Ende des vorigen Jahres zur Feier des 70. Geburtstages Stalins eröffnet wurde. Plastik, Malerei und Graphik waren in gleicher Weise vertreten. Begabung und Können der georgischen Künstler von heute stehen auf sehr hoher Stufe. Besonders packend schienen mir Khobuladses großes Gemälde „Das Ende der Demonstration (Stalin in Batumi 1905)“. Der Maler Alexander Bandeladse („Lenin und Stalin in Smolnyi 1917“) ist, noch nicht zwanzigjährig, der jüngste Maler Georgiens. Auch die Bilder von Kakabadse „Arbeiter am Kasbek“, „Rückkehr von der Arbeit“ und „Elevator von Poti“ fielen mir auf, desgleichen „Hirten im Kaukasus“ von Dshordshadse und ein schönes Landschaftsbild von Gorgadse „Schwarzmeerküste“. Große Gemälde mit Szenen aus

dem Vaterländischen Krieg (Wepchadse, Torodadse) und vor allem das „Brennende Berlin“ von Mirsaschwili mit seiner unheimlichen Farbgebung sind besonders zu erwähnen.

Von den Plastikern will ich Kakabadse, Gogoberidse und den ossischen Künstler Kokojew hervorheben. Hervorragende Leistungen sah ich auf dem Gebiete der Graphik. So Abakelia („Darstellung einer Frau“) und Toidse, dessen Bilder zum „Recken im Tigerfell“ ich im „Museum der orientalischen Kulturen“ (*Musej wostostschnych kul'tur*) in Moskau gesehen hatte. Er ist auch als begabter Buchillustrator bekannt. Einen besonderen Genuß verschafften mir die köstlichen Miniaturen von Maissischwili: eine hübsche Landschaft, das Geburtshaus Stalins in Gori, die Funiculaire auf dem Davidsberg, der Berg Uschba in Swanien u. a. Diese Arbeiten sind auch als Wiedererweckung einer alten Kunst des Ostens interessant. Schließlich seien noch zwei große Vasen im georgischen Stil von Kandaschwili genannt, um die großen Leistungen der Tbilisser Porzellanmanufaktur nicht unerwähnt zu lassen; ich erhielt übrigens ein allerliebstes Weinservice aus Porzellan zum Geschenk.

Ich besuchte sodann ein zweites Museum georgischer Kunst, das leider gerade in Neuaufrichtung begriffen war. Doch empfing mich der bedeutende Kunsthistoriker Prof. Amiranaschwili sehr freundlich und führte mich durch eine Reihe von Räumen mit auserlesenen Objekten georgischer Architektur. Er erfüllte mir auch den Wunsch, Bilder des berühmten georgischen Malers Niko Phirosmanischwili zu sehen, und hatte mir drei zur Ansicht bereitgestellt, die ich schon alle aus Reproduktionen kannte. Es waren ein Stilleben, dann das humorvolle Bild „Hausmeister“ (georg. „meesowe“) und die Darstellung eines Rehs (*schweli*) im Walde mit besonders wirkungsvoller Farbgebung. Diese Bilder wurden in den Jahren 1905, 1907 und 1909 gemalt. Niko Phirosmanischwili lebte 1863—1918. Er ist ein großer Primitiver, der keine Schulen absolviert und nirgends die Technik

der Zeichnung und der Malerei gelernt hat. Seine Kunst ist naturgegeben und wurzelt im künstlerischen Empfinden seines Volkes. Lebenslang Bohémien und arm, ein großer Liebhaber des Kheiphi, den er in immer neuen köstlichen Varianten darstellte, schenkte er seinem Heimatlande den kostbaren Schatz seines reichlich fließenden künstlerischen Schaffens; der Katalog seiner Bilder zählt 229 Nummern, leider ist ein Teil davon verlorengegangen.

Prof. Amiranaschwili zeigte mir noch einige Bilder von Gabaschwili, die sich durch saftige, frische Farben und hervorragende Plastik der Darstellung auszeichnen (Chewsuren; Gruppe georgischer Bauern mit Melonen), ein Landschaftsbild (Imerien) und ein Porträt von Kakabadse.

Nachmittag besuchte ich das Sprachwissenschaftliche Institut der Georgischen Sektion der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften. Die Georgische Sektion wurde im Jahre 1941 gegründet. Sie umfaßt fünf Abteilungen: die gesellschaftswissenschaftliche, die mathematische, die biologische, die medizinische Abteilung sowie die Abteilung für Technik und Landwirtschaft. Sie zählt 40 wissenschaftliche Mitglieder und 1200 wissenschaftliche Arbeiter. Ungefähr 40 Institute, Zentren der Forschungsarbeit, gehören zur Akademie, die mit den Sektionen in den verschiedenen Sowjetrepubliken und auch mit ausländischen Akademien in regem Austausch stehen. Ich unterhielt mich besonders mit dem Iranisten Prof. Achwlediani und dem Semitisten Prof. Zeretheli, der die urartäischen Keilschriftdenkmäler des Historischen Museums und die berühmte, bereits erwähnte zweisprachige Inschrift von Mzchetha bearbeitet hat. Leider mußte ich mich bald verabschieden; ich bekam ein reiches Geschenk von Publikationen der Akademie mit auf den Weg.

Ich traf meine Reisekameraden beim Besuche einer Mädchen-Mittelschule, deren Direktrice uns führte und die Einrichtungen erklärte. Das Studium an solchen Anstalten dauert 11 Jahre. Die Schule ist in 35 Klassen mit je 30 bis 35 Schülerinnen geteilt. Von der 3. Klasse

an werden Fremdsprachen, nämlich Englisch und Französisch, unterrichtet. Mit Russisch wird schon in der 2. Klasse begonnen, und zwar mit 2 Wochenstunden, während in der 3. Klasse der Russisch-Unterricht 5 Wochenstunden beträgt. Der Gesamtunterricht umfaßt in der 1. Klasse wöchentlich 24 Unterrichtsstunden, in der 10. Klasse 32. Es gibt Schüler- und Elternkomitees und verschiedene Schülerzirkel; es wird darauf gesehen, daß jeder Schüler nur einem Zirkel angehört. Der Unterricht ist unentgeltlich. Zur Schule gehören auch ein Arzt und eine Krankenschwester. Während des Schuljahres finden dreimal ärztliche Untersuchungen der Schülerinnen statt: zu Beginn, in der Mitte und am Ende des Jahres. Der Lehrkörper besteht aus 59 Lehrern und Lehrerinnen. Sie haben eine Lehrverpflichtung von 18 Unterrichtsstunden in der Woche. Das Gehalt einer Lehrperson beträgt durchschnittlich 1200 Rubel monatlich. Nach 25 Jahren ist die Lehrkraft pensionsberechtigt. Die Pension hat die Höhe von 50 % des Gehaltes zusätzlich 100 Rubel im Monat. Besonders verdiente Lehrpersonen erhalten auch mehr.

Die Georgier gehören zu den begabtesten Nationen der Sowjetunion und sind, wie wir gesehen haben, ein uraltes Kulturvolk. Kein Wunder also, daß in der Sowjetzeit, seitdem der nationalen Entwicklung keine Hindernisse mehr im Wege stehen, die Fortschritte Georgiens im Bildungswesen ein besonders stürmisches Tempo eingeschlagen haben. Noch im Jahre 1926 gab es — in den Altersklassen von neun Jahren aufwärts — 52,5 % Analphabeten, im Jahre 1939 nur mehr 19,7 %, und heute ist das Alphabetentum vollständig liquidiert. Am Ende des heurigen Jahres dürfte Georgien weit über 4000 Schulen mit mehr als 700.000 Schülern haben. Im Jahre 1940 gab es 1628 Bibliotheken, ihre Zahl dürfte jetzt auf 3000 gestiegen sein. An der Spitze steht die Staatliche Öffentliche Marx-Bibliothek mit 800.000 Bänden. Im Jahre 1939 erschienen 1622 Veröffentlichungen in 7.222.000 Exemplaren, davon 1115 Publikationen bzw.

4.545.000 Exemplare in georgischer Sprache. Es erscheinen 47 Zeitschriften und 187 Zeitungen, davon 31 bzw. 91 in georgischer Sprache. An der Spitze der etwa 30 Museen steht das Staatliche Historische Museum Georgiens, dessen Sammlungen ich schon beschrieben habe. Entsprechend groß ist auch die Zahl der Theater und der Kinos.

Mehr als all diese Einzelziffern charakterisiert die Summe des Gesamtbudgets die hohe Bedeutung, die in der Sowjetrepublik Georgien dem Bildungswesen beigemessen wird. Es wurden für Bildungszwecke aufgewendet in den Jahren

1938	481.400.000 Rubel
1945	626.250.000 „
1946	762.095.000 „

Für die Georgische Akademie der Wissenschaften wurden 1946 allein 36.201.000 Rubel ausgegeben.

Am Abend war große Abschiedsfeier auf dem Davidsberg, gleichzeitig wurde der Jahrestag des siegreich beendeten Weltkrieges mit einem Feuerwerk gefeiert. Zu meinem tiefen Bedauern konnte ich wegen Unpäßlichkeit und überbeansprucht durch die Arbeit der letzten Tage diesen Feiern nicht beiwohnen, was mir immer als ein unersetzlicher Verlust erscheinen wird, denn ich hätte Gelegenheit gehabt, noch viele hervorragende Vertreter der georgischen Intelligenz kennen zu lernen und persönlich für die reichen Geschenke zu danken, die mir und meinen Reisekameraden gespendet wurden.

15. FÜNFJAHRPLAN IN GEORGIEN

In Georgien ist die Industrialisierung in vollem Gange. Die Zahl der Fabriken nimmt ständig zu, große Wasserkraftwerke sind im Bau, und eine der großartigsten Unternehmungen — die Entwässerung der Kolchis, der Sumpfgebiete an der Mündung des Rion und seiner

Nachbarflüsse — zeigt schon bedeutende Erfolge. Die mühevollen Arbeit in diesen Malariagegenden, die durch Anpflanzung von Eukalyptusbäumen zu einem gesunden Aufenthaltsort für den Menschen werden, hat der Schriftsteller Konstantin Paustowskij in seinem Buch „Die Kolchis“ beschrieben. Hier ist eine vollkommene Veränderung der Natur durch den Genius des Menschen im Gange, hier in dem einzigen subtropischen Gebiet der Sowjetunion werden die wertvollsten Pflanzen der heißen Zonen gebaut.

Der gegenwärtig laufende Fünfjahrplan sieht u. a. den Bau eines metallurgischen Werkes vor, den Bau von vier Wasserkraftwerken mit einer Gesamtkapazität von 169.000 kW und von kleineren Werken mit zusammen 21.500 kW; den Bau von Betrieben für Maschinen und Turbinen sowie für feuerfestes Geschirr; Werke für den Bau von Dampfern und Autos sollen errichtet, Kohenschächte mit einer Kapazität von 3.200.000 Tonnen in Betrieb gesetzt werden usw. Nach den Ansätzen des Fünfjahrplanes (1946—1950) sollen bis Ende 1950 folgende Produktionsziffern erreicht werden:

Kohle	2.400.000 Tonnen
Naphtha	110.000 „
Manganerz	2.400.000 „
Gußeisen	330.000 „
Stahl	185.000 „
Automobile	15.000 Stück
Wollstoffe	3.795.000 Meter
Seidenstoffe	6.830.000 „
Wein	2.030.000 Flaschen
Tee	17.900 Tonnen.

16. ABSCHIED

Unser Aufenthalt in Georgien war zu Ende. Im Morgenrauen des 10. Mai fuhren wir nach dem Flughafen.

Herr Leonidse und andere Freunde gaben uns das Geleit. Auf dem Wege sah ich Wagen, die mit schönen Knüpfteppichen bedeckt waren. „Das sind Zigeuner aus Armenien“, antwortete man mir auf meine Frage. Ich dachte also, daß die Leute Boschas oder armenische Zigeuner seien, über die in der völkerkundlichen Literatur sehr wenig bekannt ist, und bedauerte, daß ich keine Untersuchungen anstellen konnte. Doch einige hundert Schritt weiter wurde mir das Rätsel gelöst. Unsere Autos befanden sich plötzlich inmitten einer tausendköpfigen Schafherde und wir mußten warten, bis es den Tieren beliebte, die Straße freizugeben. Ein Bursche und ein älterer Hirt trieben sie an. Als ich deren wilde Gesichter und ihre Mützen sah, wußte ich: Das sind Kurden! Und ich erinnerte mich, daß diese Kurden den Sommer auf den Bergweiden Armeniens verbringen, im Winter aber nach der wärmeren georgischen Ebene wandern, wo ihre Herden in der rauhen Jahreszeit Futter finden. Jetzt waren diese Halbnomaden wieder auf dem Wege zu ihrem Sommerlager.

Wir sind am Aeroport und wechseln noch einige Worte mit unseren georgischen Begleitern. Herr Leonidse erzählt mir von den hohen Autorenhonoraren, die Sowjetschriftsteller für ihre Werke erhalten. Sie kommen uns phantastisch hoch vor. 70.000 Rubel für ein neuerschiedenes Werk, 200.000—300.000 Rubel jährlich Gesamteinnahme!

Doch das Flugzeug wartet schon. Wir nehmen herzlichen Abschied von unseren Freunden und sagen ihnen Dank für die uns erwiesene Güte. Dann steigen wir ein. Ein unvergeßlich schönes Erlebnis ist zu Ende.

Mschwidobith, tschemo lamaso Ssakharthwelo, nachwamdisi! Leb wohl, mein schönes Georgien, auf Wiedersehen!

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
1. Nach Georgien!	7
2. Sowjetrepublik Georgien	8
3. Die Völker	12
4. Tbilissi	17
5. Die Anfänge der Stadt	21
6. Mzchetha, die älteste Stadt Georgiens ...	24
7. Gori, die Wiege Stalins ..	26
8. Im Kolchos	29
9. Georgische Kellerpartie	32
10. Die warmen Quellen von Tbilissi	36
11. Das historische Museum	38
12. Georgische Literatur	46
13. „Der Recke im Tigerfell“	48
14. Wissenschaft und Kunst	53
15. Fünfjahrplan in Georgien	60
16. Abschied	62
Verzeichnis der Abbildungen	64

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Umschlagbild: Tbilissi — die alte Festung Metechi

Bild 1: Gesamtansicht von Tbilissi

Bild 2: Rusthaweli-Prospekt in Tbilissi

Bild 3: Aussicht auf Tbilissi vom Kulturpalast auf dem Davidsberg

Bild 4: Sportstadion Tbilissi

Bild 5: Mzchetha, die älteste Stadt Georgiens

Bild 6: Gori, die Vaterstadt Stalins

Bild 7: Geburtshaus Stalins in Gori

Bild 8: Das Innere von Stalins Geburtshaus

Bild 9: Die Universität Tbilissi

Bild 10: Mit dem Rektor der Universität

Bild 11: Prof. Kuftin, der bedeutende Archäolog (rechts), im Gespräch mit dem Verfasser

Bild 12: Neuer Wohnbau in Tbilissi

42/12